

Edition Zulu-Ebooks.com



Eine Hochzeit ohne Musikanten

von
Scholem Alejchem

Eine Hochzeit ohne Musikanten

Scholem Alejchem

Eine Hochzeit ohne Musikanten

Aus dem Jiddischen von Alexander Eliasberg.

Die ewige Seligkeit

Die ewige Seligkeit

Wenn ihr wollt, erzähle ich euch eine hübsche Geschichte, wie ich einmal hineingefallen bin und beinahe für mein ganzes Leben unglücklich wurde. Und wie das kam? Doch nur, weil ich damals unerfahren und nicht allzu klug war. Es mag sein, daß ich auch heute nicht übermäßig gescheit bin; denn wäre ich gescheit, so hätte ich Geld: wenn man Geld hat, so ist man bekanntlich klug und schön und ein guter Sänger dazu.

Ich war damals noch ein junger Mann, aß ›Köst‹ bei den Schwiegereltern, saß ruhig da, lernte und sah zuweilen hinter dem Rücken des Schwiegervaters und der Schwiegermutter auch in ein weltliches Buch hinein; das heißt, weniger hinter dem Rücken des Schwiegervaters als hinter dem der Schwiegermutter. Denn ihr müßt wissen, meine Schwiegermutter war ein Mannsbild, das heißt, sie hatte die Mütze auf. Sie leitete die Geschäfte, sie verheiratete die Kinder und besorgte die Mitgift für die Töchter. Auch mich hatte sie selbst für ihre Tochter gewählt, in den Wissenschaften geprüft und aus Radomischl nach Swohil gebracht. Ich bin nämlich ein Radomischler, ihr habt wohl sicher von dieser Stadt gehört.

Ich saß also in Swohil, aß Köst, schwitzte über dem Maimonides und ging niemals aus dem Hause. Als aber die Zeit der Assentierung kam, mußte ich nach Radomischl hinüberfahren, um meine Papiere in Ordnung zu bringen, mich um ein Befreiungsprivileg zu bemühen und mir einen Paß zu beschaffen, wie es einmal nötig ist. Das war meine erste Reise in die weite Welt hinaus. Ich ging selbst auf den Markt, um mir eine Fuhre zu mieten; ich tat es ganz allein, weil ich der Welt zeigen wollte, daß ich selbständig bin. Gott schickte mir eine billige Gelegenheitsfuhre: ich erwischte einen Goj aus Radomischl mit einem wunderbaren Schlitten – es war im Winter – mit breitem Rücken und zwei Flügeln an den Seiten, wie bei einem Adler; auf das Pferd hatte ich aber gar nicht geachtet: es war nämlich weiß, und ein weißes Pferd, sagte die Schwiegermutter, bedeutet Unglück. »Gebe Gott, daß ich unrecht behalte, aber ich habe das Gefühl«, sagte sie, »daß diese Reise mit einem Unglück enden wird ...«

»Beiß dir die Zunge ab!« fiel ihr der Schwiegervater ins Wort, was er übrigens sofort bereute, denn er bekam von ihr auf der Stelle ein ordentliches Donnerwetter. Mir sagte er aber leise: »Das sind so Weibereinfälle!«

Ich machte mich also reisefertig, nahm Talles und Tfillin, etwas Buttergebäck, ein wenig Geld für die Auslagen und drei Kissen: ein Kissen, um darauf zu sitzen, ein Kissen, um mich anzulehnen, und ein Kissen für die Füße. Und nun kam der Abschied. Wie es aber zum Abschiednehmen kommt, ist meine Zunge wie gelähmt! Es kommt mir so unschicklich vor, einem Menschen den Rücken zu kehren und ihn allein zurückzulassen. Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber für mich ist das Abschiednehmen eine der schwierigsten Sachen. Doch halt! Ich glaube, daß ich zu weit von der Geschichte abschweife ...

Ich nahm also Abschied und machte mich auf nach Radomischl. Es war anfangs Winter, es hatte ordentlich geschneit, und der Schlittenweg war ausgezeichnet. Das Pferd war zwar weiß, flog aber so schnell dahin wie ein Psalm. Und der Goj, den ich erwischte hatte, gehörte zu den Schweigsamen: er war einer von den Gojim, die auf jede Frage entweder mit einem ›Ehe!‹, das heißt ›ja‹, oder mit einem ›Ba-ni!‹, das heißt ›nein‹, antworten und von denen man sonst nichts zu

hören bekommt. Ich fahre von zu Hause nach dem Essen ab, bin in der besten Laune und habe ein Kissen unter mir, ein Kissen im Rücken und ein Kissen auf den Füßen. Das Pferd rennt, der Goj schnalzt mit der Zunge, der Schlitten fliegt, der Wind weht, und die Schneeflocken legen sich wie Bettfedern auf die Landstraße. Es ist mir so wohl zumute, ich fühle mich so frei und heiter: ich fahre ja zum ersten Mal in Gottes Welt hinaus und bin mein eigener Herr! Und ich lehne mich zurück und mache mich breit wie ein Graf ...

Es ist aber Winterszeit. Wie warm man auch angezogen ist, hat man doch Lust, Station zu machen, in einer warmen Stube auszuruhen und dann weiterzufahren. Und ich male mir eine warme Schenke aus und einen kochenden Samowar auf dem Tisch und einen Teller heiße Suppe mit Suppenfleisch ... Solcherlei Gedanken beklemmen mir das Herz, und ich fühle, daß ich unbedingt etwas in den Mund nehmen muß. Nun beginne ich meinen Goj auszufragen und möchte von ihm wissen, ob es noch weit bis zur nächsten Schenke ist. Antwortet er mir: »Ba-ni«, das heißt »nein«. Frage ich ihn: »Ist es nahe?« antwortet er »Ehé«, das heißt »ja«. Wie lange wir aber noch zu fahren haben, kann man von ihm unmöglich herausbekommen, und wenn man auch sein Leben läßt! Und ich stelle mir vor, was sich abgespielt hätte, wenn der Fuhrmann kein Goj, sondern ein Jude – es sei zwischen den beiden wohl unterschieden! – wäre: er hätte mir nicht nur ganz genau erklärt, wo die Schenke ist, sondern auch mitgeteilt, wer der Wirt ist und wie er heißt und wieviel Kinder er hat und welche Pachtsumme er zahlt und was ihm die Schenke einbringt und wie lange er sie schon hat und wer sie vor ihm gehabt hat – lange Geschichten hätte er mir erzählt. Es ist doch wirklich ein sonderbares Volk! Ich meine unsere Juden, gesund sollen sie sein. Sie haben ein ganz anderes Blut, so wahr ich lebe! ...

So träumte ich von einer warmen Wirtsstube, einem heißen Samowar und ähnlichen guten Dingen, bis Gott sich meiner erbarmte, mein Goj mit der Zunge schnalzte und das Pferd etwas seitwärts lenkte. Und es zeigte sich ein kleines, graues, schneeüberwehtes Häuschen, das inmitten der Schneefelder so trostlos, elend und einsam dalag wie ein vergessener Grabstein ... Wir fuhren nobel vor, der Goj brachte das Pferd in den Stall, und ich begab mich in die Wirtsstube. Ich mache die Türe auf und bleibe starr an der Schwelle stehen. Was ist es für eine Geschichte? Es ist eine kurze, doch schöne Geschichte: mitten in der Wirtsstube liegt auf dem Boden eine Leiche, mit einem schwarzen Tuch zugedeckt, ihr zu Häupten stehen zwei Messingleuchter mit brennenden Kerzen, und abgerissene, verwahrloste kleine Kinder sitzen um sie herum und klagen, weinen und jammern: »Mutter! Mutter!« Und ein Kerl in einem zerrissenen Sommermantel, der durchaus nicht nach der Jahreszeit ist, geht mit langen Beinen auf und ab, ringt die Hände und redet zu sich selbst: »Was soll ich tun? Was soll ich anfangen? ...«

Natürlich verstand ich sofort, was es für eine Hochzeit war. Mein erster Gedanke war: Nojach, entflieh! Ich wollte auch wirklich fort, aber meine Füße waren plötzlich wie gelähmt, und ich konnte mich nicht vom Fleck rühren. Als der lange Kerl mit den langen Beinen mich erblickte, stürzte er zu mir und streckte mir die Hände wie ein Ertrinkender entgegen:

»Was sagt Ihr zu meinem Unglück?« sagt er zu mir und zeigt auf die Gesellschaft, die am Boden sitzt und weint. »Die Mutter ist ihnen, nebbich, gestorben! Was soll ich tun? Was soll ich tun?«

»Gepriesen sei der Richter der Wahrheit!« sage ich ihm und will ihn trösten, wie es sich schickt, er unterbricht mich aber und sagt:

»Versteht Ihr mich, sie war schon seit Jahren so gut wie tot, denn sie hatte die gute Krankheit, die richtige Schwindsucht, und wünschte sich selbst den Tod. Was soll ich aber tun? Was soll ich tun? Ich müßte in das nächste Dorf gehen und eine Fuhre suchen, um die Leiche nach dem Städtchen zu bringen. Wie soll ich aber die Kinder allein zurücklassen? Es ist ja schon bald

Nacht! Was soll ich tun? Was soll ich tun?«

Bei diesen Worten begann der Mann zu weinen; es war ein merkwürdiges Weinen, ganz ohne Tränen, und klang mehr wie ein Lachen. Der Mann kostete mich wirklich ein Stück Gesundheit! Wer denkt noch an Hunger? Wer an Kälte? Ich vergesse alles und sage ihm:

»Ich fahre aus Swohil nach Radomischl und habe einen ausgezeichneten Schlitten. Wenn das Städtchen, von dem Ihr redet, nicht weit von hier ist, kann ich Euch meinen Schlitten geben und selbst hier warten, bis Ihr wieder zurückkommt.«

»Lange leben sollt Ihr für dieses gottgefällige Werk! Ihr erwerbt Euch damit die ewige Seligkeit, so wahr ich Jude bin!« sagt er zu mir und will mich umarmen. »Das Städtchen ist gar nicht weit von hier, höchstens vier oder fünf Werst. Es wird nicht mehr als eine Stunde dauern, und ich schicke Euch den Schlitten gleich wieder zurück. Ihr werdet Euch damit die ewige Seligkeit erwerben, so wahr ich Jude bin, die ewige Seligkeit! Kinder! Steht vom Boden auf und dankt diesem jungen Mann, küßt ihm Hände und Füße, weil er uns seinen Schlitten gibt, damit wir die Mutter an eine heilige Stätte bringen können! Die ewige Seligkeit verdient Ihr Euch damit, so wahr ich Jude bin, die ewige Seligkeit!«

Das Wort ›Freude‹ kann ich nicht gut gebrauchen: denn wie die Kinder hören, daß man ihre Mutter wegbringen will, fallen sie über die Leiche her und beginnen mit neuen Kräften zu weinen. Aber es machte auf sie doch einen großen Eindruck, daß sich ein Mensch gefunden hatte, der ihnen diese Gnade erweisen wollte. Gott selbst hat ihn wohl geschickt! Man sah mich wie einen Erlöser an, wie den Propheten Elias; ich muß euch die Wahrheit sagen: auch ich selbst betrachtete mich in diesem Augenblick als einen nicht ganz gewöhnlichen Menschen, ich war in meinen eigenen Augen gewachsen und hielt mich für einen Helden. In diesem Augenblick war ich imstande, Berge zu versetzen, die ganze Welt auf den Kopf zu stellen, keine Sache schien mir zu schwer, und fast unwillkürlich kamen mir die Worte aus dem Mund:

»Wißt Ihr was? Ich will sie selbst mit meinem Schlitten hinbringen! So erspare ich Euch die Mühe, und Ihr braucht Eure Kinder nicht allein zu lassen.«

Je mehr ich redete, um so mehr weinte die Familie. Sie sahen mich wie einen Engel vom Himmel an, und ich wuchs auch in meinen eigenen Augen immer mehr, beinahe in den Himmel hinein. Ich hatte sogar ganz vergessen, wie sehr ich mich sonst fürchtete, eine Leiche anzurühren: mit meinen eigenen Händen half ich sie aus dem Hause hinauszutragen und in den Schlitten zu legen. Ich versprach meinem Goj noch einen halben Rubel in bar und noch einen Schluck Branntwein in Natur. Anfangs kratzte er sich hinterm Ohr und brummte etwas in den Bart; aber nach dem dritten Gläschen ließ er sich erweichen, und so machten wir uns zu dritt auf den Weg: das heißt ich, und der Goj, er sei von mir wohl unterschieden, und die tote Wirtsfrau Chawwe-Nechome. So hat sie geheißen: Chawwe-Nechome, Tochter des Refoel-Michel. Den Namen weiß ich auch heute noch so genau, wie wenn die Geschichte sich erst gestern zugetragen hätte; während der ganzen Fahrt memorierte ich in einem fort den Namen, den mir ihr Mann gesagt hatte: um einen Menschen zu beerdigen, muß man doch seinen vollständigen Namen wissen.

So wiederholte ich während der ganzen Fahrt vor mich hin: Chawwe-Nechome, Tochter des Refoel-Michel! Chawwe-Nechome, Tochter des Refoel-Michel! Chawwe-Nechome, Tochter des Refoel-Michel! Dabei hatte ich den Namen des Mannes ganz vergessen. Er hatte mir aber auch seinen eigenen Namen angegeben und gesagt, ich solle mich im Städtchen nur auf ihn berufen: dann würde man mir die Leiche sofort abnehmen, so daß ich gleich weiterfahren könnte. In diesem Städtchen, sagte er, verbringt er jahraus, jahrein die hohen Feiertage und läßt den Leuten so viel Geld für ihre Schul und das Bad zurück, daß sie ihn alle gut kennen. Der Wirt sagte mir

noch, wohin ich mich mit der Leiche wenden und was ich dort sagen sollte, aber das alles flog mir sofort aus dem Kopfe! Alle meine Gedanken drehten sich nur um den einen Punkt: ich führe eine Leiche mit mir, und das allein genügte schon, um alles andere zu verdrängen; ich wußte nicht einmal, wie ich selbst heiße, geschweige denn wie der Mann heißt. Schon als Kind hatte ich eine unheimliche Angst vor Leichen. Und auch heute bleibe ich um nichts in der Welt mit einer Leiche allein, und wenn ihr mich auch mit Gold überschüttet. Es scheint mir immer, daß die halboffenen erstarrten Augen mich anglotzen, daß die geschlossenen Lippen sich gleich auftun müssen und eine schmerzliche Stimme erklingen wird, beim bloßen Gedanken an die man ohnmächtig werden kann! Nicht umsonst erzählt man sich bei uns so viele Geschichten von Toten: wie Menschen vor Schreck verrückt geworden sind und selbst den Geist aufgegeben haben ...

So fuhren wir also zu dritt mit der Leiche. Ich trat ihr eines meiner Kissen ab und legte sie quer zu meinen Füßen. Um die trüben Gedanken von mir fernzuhalten, blickte ich immer zum Himmel hinauf und wiederholte leise vor mich hin: »Chawwe-Nechome, Tochter des Refoel-Michel! Chawwe-Nechome, Tochter des Refoel-Michel!« Bis ich alle diese Namen durcheinander brachte und schließlich sagte: »Chawwe-Refoel, Tochter des Nechome-Michel« oder gar: »Refoel-Michel, Tochter des Chawwe-Nechome«. Und ich merkte gar nicht, daß es immer dunkler wurde, daß der Wind immer stärker blies und der Schnee so dicht fiel, bis man schließlich nichts vom Wege sah und wir ohne Weg und Steg, nur auf Gottes Barmherzigkeit bauend, durch die Welt fuhren. Mein Goj brummte, anfangs leise, dann immer lauter und lauter, und ich könnte schwören, daß er mich mit den wüstesten Flüchen bedachte: ... Frage ich ihn: »Goj, was hast du?« Spuckt er aus, tut den Mund auf und überschüttet mich mit Worten. Ich habe ihn, sagt er, und sein Pferd zugrunde gerichtet. Weil wir die Leiche auf dem Schlitten haben, ist das Pferd vom Wege abgekommen, und Gott allein weiß, wie lange wir noch herumirren werden: die Nacht bricht schon an, und wir sind verloren!

Diese Nachricht machte auf mich solchen Eindruck, daß ich im Begriff war, umzukehren, die Leiche wieder in die Schenke zu bringen und auf die ewige Seligkeit zu verzichten. Sagt mir aber der Goj, daß es nicht mehr geht: er weiß überhaupt nicht mehr, wo die Schenke liegt, denn wir drehen uns einfach im Kreise herum. Der Weg ist verschneit, der Himmel finster, die Nacht ist angebrochen, und das Pferd ist todmüde. Einen plötzlichen Tod wünscht er dem Wirt und auch allen anderen Wirten von der ganzen Welt. Er hätte es vorgezogen, sich ein Bein zu brechen, sagt er, als in diese Schenke einzukehren: Ach, wäre er doch lieber bei dem ersten Glase Branntwein erstickt und hätte nicht dieses Unglück auf sich geladen und für einen halben Rubel sein Leben und das Leben seines Pferdes verkauft. Um ihn selbst, sagt er, ist es weniger schade. Aber was kann das Pferd dafür? Was hat das Pferd verbochen? Es ist ja nur ein unschuldiges Vieh, das nichts weiß ...

Ich könnte schwören, daß ihm Tränen in den Augen standen ... Um ihn zu trösten, verspreche ich ihm noch einen halben Rubel und noch zwei Schluck Branntwein. Gerät er aber in Zorn und sagt mir ganz offen, daß er mich, wenn ich nicht sofort schweige, mitsamt der Leiche aus dem Schlitten hinauswirft! Und ich denke mir: Was fange ich an, wenn er mich wirklich aus dem Schlitten hinauswirft? Was so einem Goj nicht alles einfallen kann, wenn er zornig wird! Ich muß also schweigen, ruhig in meinen Kissen sitzen und achtgeben, daß ich nicht einschlafe. Erstens, wie kann ich einschlafen, wenn mir eine Leiche vor den Füßen liegt? Und zweitens soll es schon vorgekommen sein, daß mancher, der bei starkem Frost im Freien einschlieft, nie wieder erwachte. Doch wie zum Trotz fallen mir die Lider zu, ich könnte mein Leben hingeben, wenn ich nur eine Minute schlafen könnte! ... Und ich halte mir die Augen gewaltsam offen, aber die

Lider gehorchen mir nicht und fallen immer wieder zu ... Und der Schlitten gleitet über den weißen, tiefen, weichen Schnee, und ein sonderbares Wonnegefühl zieht mir durch alle Glieder, und es ist mir so wohl ums Herz, und ich habe nur den einen Wunsch, daß dieser Zustand ewig dauern möchte ... Aber eine Stimme raunt mir immer zu: ›Schlafe nicht, Nojach, schlafe nicht!‹ Und ich reiße die Augen auf, und statt des Wonnegefühls fühle ich nur Kälte, und es ist mir so schwer zumute, und mich befällt eine Angst, vor der der Herr einen jeden behüten möchte! Es kommt mir vor, als ob die Leiche sich bewegte und mich mit den halbgeschlossenen Augen anglotzte, als wollte sie sagen: ›Was habe ich verbochen, ich arme tote Frau, Mutter kleiner Kinder, daß du mich um ein jüdisches Grab bringst?‹ Und der Wind heult und pfeift mir in die Ohren und raunt mir ein furchtbares Geheimnis zu ... Schreckliche Gedanken, grauenhafte Bilder ziehen mir durch den Sinn, und ich stelle mir vor, daß wir alle im Schnee begraben sind, ich, und der Goj – er sei von mir wohl unterschieden – und sein Pferd und die Leiche ... Wir sind alle tot, und nur die Leiche allein, des Schenkwrts Frau ist merkwürdigerweise lebendig ...

Plötzlich höre ich, wie mein Fuhrmann mit der Zunge schnalzt, Gott dankt und erleichtert aufatmet. Mir ist es, wie wenn eine neue Seele in mich eingezogen wäre, und ich sehe in der Ferne ein Licht. Das Licht verschwindet und erscheint wieder. ›Eine Menschenwohnung!‹ denke ich mir und preise Gott aus vollem Herzen und sage zu meinem Goj: »Wir sind wohl schon«, sage ich, »auf dem richtigen Wege? Es scheint«, sage ich, »daß wir bald im Städtchen sind?« – »Ehé!« sagt er mir in seinem früheren Ton, ganz ohne Zorn, und ich möchte ihn von rückwärts umarmen und ihn in den Rücken küssen für die frohe Botschaft, für sein kurzes stilles ›Ehé‹, das mir in diesem Augenblick lieber ist als die schönste und klügste Predigt. »Wie heißt du?« frage ich ihn und wundere mich selbst, daß ich ihn nicht schon früher nach seinem Namen gefragt habe. »Mikita«, antwortet er kurz, wie es seine Gewohnheit ist. »Mikita?«, frage ich, und dieser Name kommt mir plötzlich so schön vor. »Ehé«, antwortet er mir. Ich habe so große Lust, noch einige Worte aus seinem Munde zu hören, denn Mikita ist mir plötzlich der liebste Mensch auf der Welt. Auch für sein Pferd empfinde ich Liebe. Also beginne ich mit ihm ein Gespräch über sein Pferd. Ich sage ihm, daß er ein gutes Pferd hat, ein ganz ausgezeichnetes Pferd. Antwortet er mir darauf: »Ehé!« – »Auch dein Schlitten ist gut, es ist ein ausgezeichnetes Schlitten!« Antwortet er wieder: »Ehé!« Sonst kann ich aber von ihm kein Wort zu hören bekommen, und wenn ich ihn auch in Stücke schneide. »Magst du denn nicht reden, Mikita, mein Herz?« Antwortet er: »Ehé!« Und ich muß lachen, es ist mir so froh zumute, wie wenn ich die Festung Otschakow erstürmt oder einen Schatz gefunden oder eine Neuigkeit entdeckt hätte, von der kein Mensch etwas weiß! Mit einem Wort – ich war glücklich, übergücklich! Wißt ihr was? Ich wollte sogar meine Stimme erheben und singen, so wahr ich lebe! Diese Angewohnheit habe ich seit jeher: wenn es mir wohl zumute ist, singe ich. Mein Weib, leben soll sie, kennt diese Angewohnheit und fragt mich manchmal: »Was gibts schon wieder, Nojach? Wieviel hast du verdient, daß du so singst?« Die Weiber glauben nämlich mit ihrem Weiberverstand, daß es einem Menschen nur dann wohl zumute ist, wenn er etwas verdient hat; als ob ein Mensch sonst nicht guter Laune sein kann! Wie ist es nur zu erklären, daß unsere Weiber viel mehr aufs Geld versessen sind als wir Mannsbilder? Und wer plagt sich ab, um das Geld zu verdienen? Wir oder sie? Doch halt, ich glaube, ich schweife wieder von der Geschichte ab ...

Wir kamen also mit Gottes Hilfe in das Städtchen. Das Städtchen lag noch im tiefsten Schlaf, denn es war noch lange vor Tag. Man sah kein einziges Licht, und wir entdeckten mit großer Mühe ein Häuschen mit einem breiten Tor und einem Besen über dem Tor: das deutet auf ein Gasthaus hin. Wir machten Halt, stiegen vom Schlitten, klopfen mit den Fäusten ans Tor und sahen endlich in einem der Fenster Licht. Dann hörten wir Schritte auf dem Hof und eine Stimme, die uns hinter dem Tore anrief: »Wer ist da?«

»Macht auf«, sage ich, »wenn Ihr aufmacht, erwerbt Ihr Euch die ewige Seligkeit!«

»Die ewige Seligkeit? Wer seid Ihr denn?« fragt die Stimme hinter dem Tore, und ich höre, wie das Schloß aufgesperrt wird.

»Macht auf«, sage ich, »ich habe eine Leiche bei mir.«

»Eine was?«

»Eine Leiche!«

»Was heißt eine Leiche?«

»Eine Leiche heißt ein toter Mensch. Eine tote Frau habe ich hergebracht, aus einer Schenke an der Landstraße.«

Hinter dem Tore wurde es still. Ich hörte nur, wie der Schlüssel wieder umgedreht wurde und die Schritte sich entfernten.

Bald darauf sah ich auch, wie das Licht im Fenster erlosch. Nun stehe da und schreie zu Gott! Ich ärgerte mich sehr und sagte zu meinem Goj, er solle mir helfen, mit den Fäusten ans Fenster zu klopfen. Und wir klopfen so kräftig, daß schließlich wieder Licht gemacht wurde und hinter dem Tore dieselbe Stimme erklang:

»Was wollt Ihr von mir haben? Was ist das für eine Belästigung?«

»Um Gottes willen«, flehe ich, wie man einen Räuber um sein Leben anfleht: »Habt Erbarmen! Ich habe ja eine tote Frau bei mir!«

»Was für eine Frau?«

»Die Frau vom Schenkwirt.«

»Von was für einem Schenkwirt?« »Ich habe vergessen, wie er heißt, aber sie heißt Chawwe-Michel, Tochter des Channe-Refoel, ich will sagen Channe-Refoel, Tochter des Chawwe-Michel, ich meine Channe-Chawwe ...«

»Macht, daß Ihr weiterkommt! Sonst gieße ich Euch einen Eimer Wasser auf den Kopf!«

So sagt zu mir der Wirt und geht wieder vom Tore weg und löscht das Licht aus. Was soll ich mit ihm anfangen? Erst nach eine Stunde, als es schon tagte, ging das Tor ein wenig auf, ein Kopf voller Bettfedern im schwarzen Haar und Bart zeigte sich in der Spalte und fragte:

»Seid Ihr es, der ans Fenster geklopft hat?«

»Ich. Wer denn sonst?«

»Was wolltet Ihr?«

»Ich habe eine Leiche hergebracht.«

»Eine Leiche? Die müßt Ihr zum Schammes der Chewre-Kadische bringen.«

»Wo wohnt denn Euer Schammes? Und wie heißt er?«

»Jechiel heiß er, der Schammes, und wohnen tut er in der Nähe des Bades.«

»Und wo ist hier das Bad?«

»Ihr wißt nicht, wo das Bad ist? Seid Ihr nicht von hier? Woher seid Ihr, junger Mann?«

»Woher ich bin? Aus Radomischl bin ich, aber ich fahre aus Swohil, und die Leiche ist aus einer

Schenke an der Landstraße. Es ist des Schenkwrirts Weib, an der Schwindsucht ist sie gestorben.«

»Nicht auf Euch gedacht! Was geht die Leiche Euch an?«

»Mich? Mich geht sie gar nichts an. Ich fuhr an der Schenke vorbei, und der Schenkwrirt bat mich darum. Er wohnt im freien Felde mit kleinen Kindern, kann die Leiche nirgends unterbringen und bittet mich um die Gefälligkeit. Er sagt, daß ich mir damit die ewige Seligkeit erwerbe. Warum sollte ich ihm den Gefallen nicht tun?«

»Die Geschichte ist wohl doch nicht so einfach«, sagte er zu mir. »Ihr werdet mit dem Gabbojim reden müssen.«

»Und wer sind hier die Gabbojim? Wo wohnen sie?«

»Was, die Gabbojim kennt Ihr auch nicht? Der Gabbe Reb Schepsel wohnt hinter dem Markt, Reb Elieser-Moische mitten auf dem Markt, und Reb Jossi neben dem alten Beiß-Hammedrisch. Vor allen Dingen müßt Ihr mit Reb Schepsel reden, er ist hier der Hauptmacher. Ein harter Mensch ist er, das muß ich Euch gleich sagen, so leicht werdet Ihr bei ihm nichts durchsetzen.«

»Danke schön«, sage ich, »ich wünsche Euch, daß es Euch einmal beschert sein soll, einem Menschen angenehmere Dinge mitzuteilen! Wann kann ich die Gabbojim sehen?«

»Was heißt wann? So Gott will, gleich am Morgen nach dem Beten.«

»Masel-tow! Was soll ich aber inzwischen tun? Laßt mich doch wenigstens ein, damit ich mich wärmen kann. Oder bin ich nach Sodom geraten?«

Als der Wirt diese Worte hörte, machte er das Tor hübsch wieder zu, drehte den Schlüssel um, und es wurde wieder still wie auf einem Friedhofe. Was sollte ich tun? Wir stehen mit dem Schlitten mitten auf der Gasse, Mikita schimpft, brummt, kratzt sich hinter dem Ohr, spuckt und flucht: Ein plötzlicher Tod, sagt er, möge den Gastwirt befallen und alle Gastwirte von der ganzen Welt. Ihn selbst, sagt er, mag der Teufel holen! Aber sein Pferd tut ihm leid. Was hat, sagt er, sein Pferd verbrochen, daß es erfrieren und verhungern muß? Ein unschuldiges, stummes Tier, sagt er, das nichts begreift ...

Ich mußte mich vor dem Goj furchtbar schämen, und ich dachte mir: ›Was mag so ein Goj von uns Juden denken? Wie stehen wir, die wir uns Barmherzige, Söhne von Barmherzigen nennen, vor den Gojim da, von denen wir sagen, daß sie rohe Kerle sind? Wenn ein Jude seine Türe vor dem andern Juden verschließt und ihm nicht erlaubt, sich in der Stube zu wärmen, so verdienen wir doch wirklich alles, was man uns antut, und noch dreimal soviel! ...‹ So rechtfertige ich alle Plagen, die wir von den andern zu erdulden haben, und beschuldige das ganze Volk, wie es der Jude immer tut, wenn ihm ein anderer Jude eine Gefälligkeit versagt. Kein anderes Volk verleumdet uns so, wie wir uns selbst verleumden. Tausendmal am Tage könnt ihr von jedem beliebigen Juden solche Worte hören: ›Mit einem Juden ist nicht zu spaßen!‹ – ›Mit dem Juden soll man nichts zu tun haben!‹ – ›Mit einem Juden ist nur gut, Kugel zu essen!‹ – ›Das kann sich nur ein Jude erlauben!‹ Und noch viele andere ähnliche Urteile und Komplimente kann man täglich zu hören bekommen. Ich möchte gern wissen, ob auch die andern Völker so sind: ob auch ein Goj, wenn ihm ein anderer Goj nicht helfen will, auf das ganze Volk zu schimpfen beginnt und sagt, es sei nicht wert, daß die Erde es trage? Aber halt! Ich schweife wieder zu weit ab ...

Stehen wir also mit dem Schlitten mitten auf dem Markte und warten, daß die Stadt irgendein Lebenszeichen von sich gibt. Und wir erlebten es auch wirklich: irgendwo knarrte eine Türe, klirrte ein Eimer, aus zwei oder drei Schornsteinen stieg Rauch auf, und die Hähne krächten immer lauter und lebhafter. Die Türen gingen eine nach der andern auf, und auf der Straße

zeigten sich allerlei Geschöpfe und Gestalten: – Kühe, Kälber, Ziegen und – sie seien von ihnen wohl unterschieden! – Männer, Weiber und Mädchen in warmen Tüchern; mit einem Worte, das Städtchen war erwacht wie ein lebendiger Mensch. Es wusch sich die Hände, kleidete sich an und ging an die Arbeit: die Männer gingen an den Dienst des Herrn – beten, lernen, Psalmen lesen; und die Weiber an die Öfen und Herde, an die Kälber und Ziegen.

Nun begann ich mich nach den Gabbojim zu erkundigen: wo wohnt Reb Schepsel, wo Reb Elieser-Moische, wo Reb Jossi? Beginnen mich die Leute ihrerseits auszufragen, welchen Schepsel, welchen Elieser-Moische und welchen Jossi ich meine? Es gibt, sagen sie, hier im Städtchen mehrere Schepsels, mehrere Elieser-Moisches und mehrere Jossis. Und als ich ihnen sagte, daß ich die Gabbojim von der Chewre-Kadische suche, erschrakten sie und fragten mich, wozu ich wohl zu einer so frühen Stunde die Gabbojim von der Chewre-Kadische brauche. Ich ließ sie nicht lange fragen, sondern enthüllte ihnen mein Herz und erzählte ihnen die Geschichte von der Last, die ich auf mich genommen hatte. Ihr hättet sehen sollen, welchen Eindruck es auf die Leute machte! Meint Ihr vielleicht, daß sie sich beeilten, mich von meiner Last zu befreien? Gott behüte! Jeder einzelne ging zum Schlitten, um sich zu vergewissern, ob ich die Wahrheit gesprochen habe und ob darin tatsächlich eine Leiche liege. So standen wir von einem Rudel Menschen umgeben, die sich in einem fort ablösten: da es kalt war, gingen die einen schnell nach Hause, und an ihre Stelle kamen andere. Sie schauten alle in den Schlitten hinein, schüttelten die Köpfe, zuckten die Achseln, erkundigten sich nach der Leiche, woher sie stamme, und wer ich sei, und wie ich zu der Leiche komme. Aber niemand dachte daran, mir irgendwie behilflich zu sein. Mit großer Mühe erreichte ich es schließlich, daß man mir die Wohnung Reb Schepsels zeigte.

Ich traf Reb Schepsel, den Gabbe, mit Talles und Tfillin angetan, mit dem Gesicht zur Wand stehen: er betete mit solcher Inbrunst und solcher Andacht, daß selbst die Wände mitzusingen schienen. Er brach sich die Finger, schrie und schnitt merkwürdige Grimassen. Ich hatte große Freude an diesem Anblick: erstens höre ich immer gerne zu, wenn einer mit solcher Inbrunst betet; und zweitens konnte ich mir inzwischen meine erfrorenen Glieder etwas erwärmen.

Als Reb Schepsel mir schließlich sein Gesicht zukehrte, standen ihm noch die Tränen der Rührung in den Augen, und er kam mir wie ein göttlicher Mann, wie ein Heiliger vor, dessen Seele von allem Irdischen ebenso weit entfernt ist wie sein fetter Leib vom Himmlischen. Da er mit seinem Morgengebet noch nicht zu Ende war und es durch profane Worte nicht unterbrechen wollte, begann er mit mir in der ›heiligen Sprache‹ zu reden, das heißt, in einer Sprache, die aus Handbewegungen, Augenzwinkern, Achselzucken, Kopfschütteln und einigen hebräischen Brocken bestand. Wenn ihr wollt, kann ich euch dieses Gespräch wörtlich wiedergeben; ich redete jiddisch und er, wie gesagt, hebräisch. »Friede sei mit Euch, Reb Schepsel.«

»Auch mit Euch sei Friede. Setzt Euch ...«

»Danke, ich habe schon genug gegessen.«

»Nun? Was?«

»Ich möchte Euch um etwas bitten, Reb Schepsel. Ihr könnt Euch damit die ewige Seligkeit erwerben.«

»Die ewige Seligkeit? Gut ... Nun? Wie?«

»Ich hab Euch eine Leiche gebracht.«

»Leiche? Wer ist die Leiche?«

»Hier in der Nähe gibt es an der Landstraße eine Schenke, und der Schenkwirt ist ein armer Mann. Seine Frau ist, nicht auf Euch gedacht, an der Schwindsucht gestorben und hat kleine Kinder hinterlassen. Wenn ich mich seiner nicht angenommen hätte, so weiß ich gar nicht, was der Schenkwirt mitten im Felde mit der Leiche angefangen hätte ...«

»Gepriesen sei der Richter der Wahrheit ... Nun? Geld? Chewre-Kadische?«

»Was für Geld? Wer hat Geld? Der Schenkwirt ist ein armer Mann, nur mit Kindern gesegnet! Ihr werdet Euch die ewige Seligkeit erwerben, Reb Schepsel!«

»Die ewige Seligkeit? Gut, sehr gut! Aber wie? Spital? Juden! Auch sie sind Bettler! Alle!«

Da ich unmöglich verstehen konnte, was er damit sagen wollte, wandte er sich wieder mit dem Gesicht zur Wand und betete weiter, aber nicht mehr mit der gleichen Andacht wie früher. Seine Stimme klang um einige Töne tiefer, und er wiegte sich dabei auch viel schneller als früher. Er eilte wie mit einem Schnellzug. Er betete schnell zu Ende, nahm Talles und Tfillin ab und fiel über mich mit großem Zorn her, als ob ich ihm ein Geschäft verdorben oder den Kaftan zerrissen hätte.

»Unerhört!« sagte er mir: »Das Städtchen ist arm, es hat für seine eigenen Bettler zu sorgen und muß ihnen, wenn sie sterben, auch noch die Sterbegewänder liefern. Und da bringt man uns Leichen von auswärts her! Alle Leichen von der ganzen Welt bringt man uns her! ...« Sage ich ihm darauf, daß ich an der Sache unschuldig sei, daß ich das gottgefällige Werk auf mich freiwillig genommen hätte; solle er sich denken, daß man draußen im Felde eine Leiche gefunden hätte, der man zu einem jüdischen Grabe verhelfen müsse.

»Ihr seid doch«, sage ich ihm, »ein anständiger Mensch und ein frommer Jude, und Ihr könnt Euch damit die ewige Seligkeit erwerben!« Fiel er noch mehr über mich her. Ich kann fast sagen, daß er mich hinauswarf; er warf mich eigentlich nicht hinaus, aber er setzte mir mit seinen Worten so zu, daß ich von selbst ging.

»So? Ihr seid ein junger Mann, der die ewige Seligkeit zu vergeben hat? Geht also einmal durch unser Städtchen und schaut, daß die Leute nicht vor Hunger und Kälte sterben. Damit könnt Ihr Euch wahrlich die ewige Seligkeit erwerben! Ein junger Mann, der mit der ewigen Seligkeit handelt! Geht mit Eurer Ware zu den Gottlosen, die können sie brauchen. Wir haben unsere eigenen frommen Verdienste und gottgefälligen Werke, und wenn es einen von uns nach der ewigen Seligkeit gelüstet, so findet er auch ohne Euch Rat!«

So spricht zu mir der Gabbe Reb Schepsel und begleitet mich hinaus und schlägt die Türe hinter mir zu. Ich schwöre euch – wir sehen uns ja zum ersten und vielleicht auch zum letzten Mal –, von jenem Morgen an bekam ich einen besonderen Haß gegen alle frommen altfränkischen Juden, die mit Andacht und Inbrunst beten; einen Haß gegen die Juden, die Gott dienen und vorgeben, alles in Gottes Namen zu tun. Werdet ihr mir vielleicht darauf einwenden, daß es bei den Modernen und Aufgeklärten noch weniger Wahrheit und Recht gibt als bei den Frommen? Es ist möglich, daß ihr recht habt, aber über die andern ärgert man sich weniger, denn sie reden wenigstens nicht von Gott! Werdet ihr wohl fragen, warum die Aufgeklärten so viel von Wahrheit und Recht reden, wenn es aber zum Handeln kommt, nicht besser als die anderen sind? Aber halt! ich schweife schon wieder von meiner Geschichte ab ...

So hatte mich der Gabbe Reb Schepsel, mit Verlaub zu sagen, hinausgeworfen. Was sollte ich tun? Nun hieß es, die andern Gabbojim aufsuchen. Es geschah mir aber ein Wunder, ein göttliches Wunder: ich ersparte den Weg zu den Gabbojim, denn die Gabbojim kamen mir selbst entgegen. Ich stieß mit ihnen gleich vor der Türe des Reb Schepsel zusammen.

»Seid Ihr vielleicht der junge Mann mit der Ziege?«

»Mit was für einer Ziege?«

»Seid Ihr der junge Mann, der die Leiche hergebracht hat?«

»Ja, das bin ich ... Was ist?«

»Kommt zurück zu Reb Schepsel, und wir wollen über die Sache reden.«

»Reden?« sage ich. »Was soll man da lange reden? Nehmt mir die Leiche ab, laßt mich weiterfahren und erwerbt Euch damit die ewige Seligkeit.«

»Hält Euch denn jemand zurück?« sagten sie zu mir. »Fahrt mit Eurer Leiche, wohin Ihr wollt, selbst nach Radomischl. Wir werden Euch dafür sogar dankbar sein.«

»Und ich danke Euch für den guten Rat«, sage ich.

»Keine Ursache«, sagen sie zu mir, und wir gehen alle drei zu Reb Schepsel zurück. Die drei Gabbojim beginnen zu reden, zu streiten und zu schimpfen. Die beiden, mit denen ich gekommen bin, sagen zu Reb Schepsel, daß er ein harter Mann ist, der sich niemals erweichen läßt. Und er verteidigt sich mit Texten wie zum Beispiel: »Die Armen deiner eigenen Stadt gehen vor.« Fallen die andern beiden über ihn her:

»Und wenn schon? Wollt Ihr vielleicht, daß der junge Mann mit der Leiche wieder zurückfährt?«

»Gott behüte!« sage ich. »Was heißt, ich soll mit der Leiche wieder zurückfahren? Ich bin schon jetzt halb tot und habe beinahe mein Leben draußen auf dem Feld gelassen. Der Goj, lange leben soll er, wollte mich aus dem Schlitten werfen. Ich bitte Euch, habt Erbarmen, befreit mich von der Leiche, Ihr werdet Euch damit die ewige Seligkeit erwerben.«

»Die ewige Seligkeit ist doch sicher ein guter Bissen«, antwortet mir einer von den beiden, ein langer, hagerer Mann mit langen knochigen Fingern, den man Elieser-Moische nennt. »Wir wollen Euch die Leiche abnehmen und mit ihr tun, was Recht ist. Aber einige Rubel wird Euch die Sache doch kosten müssen.«

»Was heißt das?« sage ich. »Es ist wohl nicht genug, daß ich das gottgefällige Werk auf mich genommen habe, daß ich im Felde beinahe umgekommen bin und daß der Goj, lange leben soll er, mich aus dem Schlitten hinauswerfen wollte, – und Ihr redet gar von Geld?«

»Dafür erwerbt Ihr Euch aber die ewige Seligkeit!« sagte zu mir Reb Schepsel mit einem so gemeinen Lächeln, daß ich ordentlich Lust habe, über ihn herzufallen; ich beherrsche mich aber, denn ich bin ja in ihrer Gewalt!

»Laßt Euch noch folgendes sagen«, sagt mir der dritte Gabbe, den man Reb Jossi nennt, ein kleines Männchen mit einem zur Hälfte ausgerupften Bärtchen: »Ihr müßt bedenken, junger Mann, daß Ihr noch eine andere unangenehme Sache auf Euch habt: Ihr habt ja keine Papiere!«

»Was für Papiere?« frage ich ihn.

»Woher sollen wir wissen, wer die Leiche ist? Vielleicht verhält sich die Sache gar nicht so, wie Ihr erzählt?« sagt zu mir der Lange mit den spitzen Fingern, das heißt Elieser-Moische.

Ich stehe da und schaue sie abwechselnd an. Der Lange mit den spitzen Fingern, den man Reb Elieser-Moische nennt, schüttelt den Kopf, zeigt auf mich mit seinem dünnen Finger und sagt:

»Ja, ja, es ist wohl möglich, daß Ihr irgendeine Frau, vielleicht sogar Euer eigenes Weib ermordet habt, die Leiche zu uns bringt und uns eine lange Geschichte von einer Schenke erzählt,

von der Frau des Schenkewirts, von Schwindsucht, kleinen Kindern und von ewiger Seligkeit ...«

Als ich diese Worte hörte, wurde ich wohl totenblaß, denn der Kleine, den man Reb Jossi nannte, versuchte mich zu trösten. Er sagte mir, daß sie selbst gegen die Sache nichts einzuwenden haben; sie haben gar keinen Verdacht gegen mich und wissen ganz gut, daß ich kein Räuber und kein Mörder bin. Ich bin aber doch nur ein Fremder, sagt er, und eine Leiche ist doch etwas anderes als ein Sack Kartoffeln. Es handelt sich ja, sagt er, um einen toten Menschen ... Dazu haben sie im Städtchen einen Kronrabbiner und einen Urjadnik – sie seien voneinander wohl unterschieden –, und man muß ein Protokoll aufnehmen ...

»Ja, ja, ein Protokoll! Ein Protokoll!« fällt ihm der Lange, den man Elieser-Moische nennt, ins Wort, zeigt auf mich mit dem Finger und schaut mich mit solchen Augen an, als ob ich wirklich eine Mordtat auf dem Gewissen hätte ... Ich finde keine Worte mehr. Ich fühle nur, wie mir kalter Schweiß in die Stirne tritt, ich könnte, nicht auf euch gedacht, in Ohnmacht fallen. Ich sehe meine verzweifelte Lage wohl ein und begreife, wie furchtbar ich reingefallen bin, und fühle zugleich Scham und Furcht. Nun sage ich mir: was soll ich noch lange Geschichten machen? Also hole ich meinen Geldbeutel aus der Tasche und sage zu den drei Gabbojim von der Chewre-Kadische:

»Hört mich an, die Sache ist die: ich sehe schon, daß ich ordentlich hereingefallen bin. Das war sicher ein Werk des Teufels, daß ich in die Schenke einkehrte gerade an dem Tage, wo es der Frau des Schenkewirts einfiel, den Geist aufzugeben, und daß ich ausgerechnet auf einen armen Schenkewirt gestoßen bin, der mit Kindern gesegnet ist und mir zuredet, daß ich mir die ewige Seligkeit erwerbe. Nun muß ich dafür Lehrgeld zahlen. Da habt ihr meinen Geldbeutel, es sind wohl an die siebzig Rubel darin; nehmt euch das Geld und tut damit, was ihr wollt; laßt mir nur so viel übrig, daß ich bis Radomischl kommen kann. Nehmt mir nur die Leiche ab und laßt mich lebend von dannen ziehen.«

In meinen Worten lag wohl eine große Kraft, denn alle drei Gabbojim wechselten die Blicke, rührten meinen Geldbeutel gar nicht an und sagten mir, daß ich, Gott sei Dank, nicht nach Sodom gekommen bin; das Städtchen, sagen sie, ist allerdings ein armes Städtchen, und es gibt hier mehr Bettler als Reiche, sie haben aber doch nicht die Manier, einen fremden Menschen zu überfallen und auszurauben. Wenn ich ihnen etwas geben will, so ist es gut: umsonst könnten sie die Leiche nicht beerdigen, denn das Städtchen ist, wie gesagt, arm; und man braucht Geld für den Schammes, für die Sargträger, für die Sterbegewänder, für den Platz auf dem Friedhofe und für sonstige Auslagen; ich brauche dabei ja gar nicht mit dem Gelde um mich zu werfen, denn das hätte ja schon gar keine Grenzen!

Mein Gott, was soll ich euch noch viel erzählen? Wenn der Schenkewirt auch fünfmalhunderttausend Rubel hätte, könnte seine Frau kein schöneres Begräbnis haben, als sie es hatte! Das ganze Städtchen war zusammengelaufen, um den jungen Mann anzuschauen, der die Leiche gebracht hatte. Einer erzählte es dem andern, daß der junge Mann seine reiche Schwiegermutter beerdige; wo sie es herhatten, daß es meine Schwiegermutter sei, weiß ich wirklich nicht! Also kamen alle, den jungen Mann zu begrüßen, der seine reiche Schwiegermutter beerdigt und mit Geld um sich wirft ... Man zeigte auf mich mit den Fingern. Und erst die Bettler – wie der Sand am Meere! Seit ich lebe und seit ich auf meinen Füßen stehe, habe ich noch nie so viel Bettler gesehen! Die Bettler, die sich am Vorabend von Jom-Kippur vor der Schul versammeln, sind nichts dagegen! Man zupfte mich an den Rockschoßen, man zerriß mich förmlich in Stücke. Das ist doch wirklich keine Kleinigkeit: ein junger Mann, der so mit Geld um sich wirft!

Zum Glück nahmen sich die Gabbojim meiner an und verhinderten es, daß ich mein ganzes Geld weggab. Der Lange mit den spitzen Fingern, den man Elieser-Moische nannte, wich für keinen Augenblick von meiner Seite und redete mir immer zu: »Junger Mann, werft nicht so mit Geld herum! Das hat ja schon gar keine Grenzen ...« Doch je mehr er redete, um so mehr umdrängten mich die Bettler. Sie rissen mir Stücke Fleisch vom Leibe. »Es wird ihm nicht schaden!« schrien sie: »Wenn er die reiche Schwiegermutter beerdigt, so kann er es sich auch ein paar Rubel kosten lassen. Von der Schwiegermutter hat er doch genug geerbt!«

»Junger Mann!« schreit einer der Bettler und zieht mich am Rockschoß: »Junger Mann! Gebt uns beiden einen halben Rubel! Oder wenigstens zwanzig Kopeken! Wir sind zwei geborene Krüppel, der eine blind, der andere krumm, gebt uns wenigstens einen Gilden, einen Gilden für zwei Krüppel! Zwei Krüppel sind doch immerhin einen Gilden wert! ...«

»Was hört Ihr zu, was er Euch von Krüppeln erzählt?« schreit ein anderer Bettler und stößt den ersten mit dem Fuß weg. »Nennt sich so etwas auch Krüppel? Ein Krüppel ist mein Weib, sie hat weder Arme noch Beine, weder Leib noch Leben, dafür aber kleine kranke Kinder auf dem Halse. Junger Mann, gebt mir wenigstens ein Fünfkopekenstück, ich werde für Eure Schwiegermutter Kaddisch sprechen, damit sie ein liches Paradies hat!«

Jetzt lache ich, damals war es mir aber gar nicht zum Lachen. Denn die Menge der Bettler schwoll an wie auf Hefe: in einer halben Stunde überschwemmten sie schon den ganzen Markt, so daß es unmöglich war, mit der Bahre vorwärts zu kommen. Die Angestellten der Chewre-Kadische mußten schließlich die Leute mit Stöcken auseinandertreiben; daraus entstand eine Schlägerei, nun kamen auch Gojim mit ihren Weibern, Söhnen und Töchtern, und zuletzt erschien auch die hohe Obrigkeit, der Herr Urjadnik, hoch zu Roß, mit einer Peitsche in der Hand, und jagte mit einem einzigen Blick und einigen ordentlichen Peitschenschlägen die ganze Gesellschaft auseinander.

Dann stieg er vom Pferd, ging zur Bahre und forderte Rechenschaft, was hier geschieht und wer gestorben ist und woran er gestorben ist und warum die Leute den Markt überschwemmen. Es beliebte ihm, sich zuerst an mich zu wenden und mich zu fragen, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich fahre. Vor Schreck verlor ich die Sprache. Ich weiß gar nicht, woher das kommt: wenn ich einen Urjadnik sehe, zittern mir gleich die Arme und Beine, obwohl ich in meinem Leben noch keiner Fliege etwas zuleide getan habe und obwohl ich weiß, daß der Urjadnik nur ein Geschöpf von Fleisch und Blut wie alle anderen Menschen ist. Und obwohl ich Juden kenne, die mit einem Urjadnik wie gute Freunde leben, sich gegenseitig besuchen, ihn an Feiertagen mit Fisch traktieren und sich von ihm Eier schenken lassen und gar nicht aufhören, den Urjadnik zu loben. Wenn ich aber einen Urjadnik sehe, mache ich mich auf die Beine. Ich habe wohl diese Angst von meinen Vorfahren geerbt. Denn ihr müßt wissen, daß ich von den ›Geschlagenen‹ abstamme, von den Slawutern aus Wassiltschikows Zeiten; davon könnte ich euch erstaunliche Geschichten erzählen, aber ich fürchte, daß ich wieder von meiner Geschichte abschweife...

Nun nahm mich der Herr Urjadnik ins Gebet: wer ich bin und was ich bin und woher ich komme und wohin ich fahre. Soll ich ihm eine lange Geschichte erzählen, daß ich in Swohil bei meinen Schwiegereltern lebe und nach Radomischl fahre, um mir einen Paß zu verschaffen? Gott gebe den Gabbojim langes Leben; sie halfen mir aus der Klemme – einer von ihnen, der Kleine mit dem ausgerupften Bärtchen, nahm den Herrn Urjadnik auf die Seite und begann mit ihm zu tuscheln; der Lange mit den spitzen Fingern belehrte mich inzwischen, was ich dem Urjadnik antworten sollte:

»Ihr sollt ihm sagen, daß Ihr ein Hiesiger seid, aber außerhalb der Stadt wohnt; daß Eure

Schwiegermutter verschieden ist und Ihr hergekommen seid, um sie zu bestatten. Und wenn Ihr ihm ein Geschenk in die Hand drückt, sollt Ihr ihm den ersten besten Namen aus der Haggode angeben. Euren Goj werden wir aber inzwischen ins Haus laden und mit Branntwein traktieren, damit er nicht draußen vor den Augen des Urjadniks herumsteht. Und so wird alles gut werden!«

Der Herr Urjadnik nahm mich in die Stube und begann ein Protokoll aufzusetzen. Ich wünsche mir und euch so viel Böses, wie ich weiß, was ich da alles zusammengeredet habe. Ich weiß nur, daß ich redete, was mir in den Sinn kam. Und er schrieb alles auf.

»Wie heißt du?«

»Moische.«

»Wie heißt dein Vater?«

»Itzke.«

»Wie alt bist du?«

»Neunzehn.«

»Verheiratet?«

»Verheiratet.«

»Hast du Kinder?«

»Ja.«

»Beruf?«

»Kaufmann.«

»Wer ist die Leiche?«

»Meine Schwiegermutter.«

»Wie hat sie geheißen?«

»Jente.«

»Und ihr Vater?«

»Gerschoin.«

»Wie alt war sie?«

»Vierzig.«

»Wie ist sie gestorben?«

»Vor Schreck.«

»Vor Schreck?«

»Vor Schreck.«

»Was heißt vor Schreck?« fragt er mich, legt die Feder weg, steckt sich eine Zigarette an und betrachtet mich vom Kopf bis zu den Füßen. Ich fühle, daß mir die Zunge am Gaumen klebt. Nun sage ich mir: wenn ich schon einmal angefangen habe, Lügen zu backen, backe ich eben weiter. Und ich erzähle ihm eine lange Geschichte, wie meine Schwiegermutter ganz allein im Zimmer saß und einen Strumpf strickte und ganz vergessen hatte, daß sich in der Stube ihr Junge, namens

Efrojim, befand. Der Junge war schon dreizehn Jahre alt, aber ein selten dummes Kind. Der Junge hatte hinter dem Rücken der Mutter seine Hände auf eine besondere Art zusammengelegt und einen Schatten an die Wand geworfen, der wie eine Ziege aussah; dabei hatte er den Mund aufgetan und »Mäh!« geschrien. Da ist die Schwiegermutter vor Schreck vom Stuhle gefallen und gestorben.

So erzähle ich ihm eine lange Lügengeschichte, und er wendet keinen Blick von mir. Wie ich mit der Geschichte fertig bin, spuckt er aus, streicht seinen roten Schnurrbart, geht mit mir zu der Bahre, hebt die schwarze Decke auf, blickt der Leiche ins Gesicht und schüttelt den Kopf, als wollte er sagen, daß die Geschichte ihm etwas verdächtig vorkomme. Ich schaue ihn an, und er schaut mich an, und dann sagt er zu den Gabbojim:

»Nun, die Leiche dürft ihr behalten, aber den jungen Mann muß ich festnehmen, bis ich die ganze Sache untersucht und festgestellt habe, daß es seine Schwiegermutter ist und daß sie wirklich vor Schreck gestorben ist.«

Ihr könnt euch wohl ausmalen, wie finster und bitter es mir da zumute wurde. Ich wandte mich von ihm ab und begann wie ein kleines Kind zu weinen.

»Junger Mann! Was weint Ihr?« sagt zu mir der Kleine, den man Reb Jossi nennt. Und er tröstet mich und sagt, daß mir nichts geschehen wird, da ich doch wirklich unschuldig bin. Was habe ich zu fürchten? »Wer keinen Knoblauch ißt, der riecht auch nicht aus dem Mund«, fügt Reb Schepsel, der Gabbe, mit einem so gemeinen Lächeln hinzu, daß ich große Lust habe, ihm zwei Ohrfeigen auf seine dicken Backen zu geben ... Gott! Was nützte mir die ganze Lügengeschichte? Was brauchte ich meine Schwiegermutter hineinzumischen? Mehr fehlt mir ja nichts, als daß sie erfährt, wie ich sie vor Schreck sterben ließ! ...

»Fürchtet Euch nicht, Gott sei mit Euch! Der Herr Urjadnik ist gar kein so schlechter Mensch, wie Ihr glaubt! Drückt ihm etwas in die Hand und sagt ihm, daß er das Protokoll vernichten soll. Er ist ein kluger Mann, ein durchtriebener Mann und weiß ganz gut, daß alles, was Ihr ihm erzählt habt, Trug und Lüge ist.«

So sprach zu mir Reb Elieser-Moische und fuchtelte mir dabei mit seinen spitzen Fingern vor der Nase herum. Wenn ich es könnte, hätte ich ihn entzweigerissen, wie man einen Hering entzweireißt. Er war es ja, der mich aufs Glatteis geführt hatte, ausgelöscht sei sein Name und sein Gedächtnis!...

Ich habe nicht mehr viel zu erzählen. Ich kann mich gar nicht erinnern, was dann noch alles kam. Ihr könnt euch das selbst ausmalen. Man nahm mir das letzte Geld ab, sperrte mich ein und stellte mich vors Gericht. Aber das alles ist nichts gegen den Krach, den ich später erlebte, als meine Schwiegereltern erfuhren, daß ihr Schwiegersohn wegen einer Leiche eingesperrt ist, die er irgendwo unterwegs aufgegabelt hat ... Es versteht sich von selbst, daß sie angefahren kamen und sich als meine Schwiegereltern vorstellten. Da ging erst der richtige Tanz los: denn erstens nahm mich die Polizei ins Gebet: »Bursche, wenn deine Schwiegermutter Jente, Gerschoins Tochter, lebt, wer ist dann die Leiche? ...« Das war Nummer eins. Und zweitens nahm mich die Schwiegermutter selbst, leben soll sie, in Behandlung: »Sage mir das eine: wie konntest du nur mich bei lebendigem Leibe begraben?!« Selbstverständlich zeigte es sich bei der Gerichtsverhandlung, daß ich so rein bin wie das reinste Gold; man sparte nicht mit Geld, man schaffte den Schenkwirt mit seinen Kindern als Zeugen herbei, und schließlich wurde ich herausgelassen. Was ich aber wegen der Sache ausgestanden habe, besonders von meiner Schwiegermutter, das wünsche ich auch meinem ärgsten Feind nicht! ...

Seit jener Zeit fliehe ich die ewige Seligkeit!

Die verschwundenen Rubel

Die verschwundenen Rubel

»Halt!« meldete sich ein Mann mit runden Ochsenaugen, der die ganze Zeit in der Ecke am Fenster gesessen und rauchend den Gesprächen über Diebstähle, Raubanfälle und ähnliche Verbrechen zugehört hatte. »Nun will ich euch eine schöne Geschichte von einem Diebstahl erzählen, der bei uns passiert ist, und ausgerechnet im Beiß-Hammedrisch und dazu noch an einem Jom-Kippur! Ihr könnt zuhören.

Unser Städtchen Kaßrilowka – ich bin nämlich ein Kaßrilowker – ist ein armes, kleines Städtchen, und es gibt bei uns keine Diebe. Man stiehlt bei uns nicht, denn man hat nicht, bei wem zu stehlen und was zu stehlen.

Und schließlich und endlich ist doch der Jude kein Dieb. Das heißt, der Jude ist im Grunde genommen doch ein Dieb, aber keiner, der durchs Fenster in eine Wohnung steigt oder einen Menschen mit dem Messer überfällt. Drehen, hineindrehen, verdrehen und einem den Kopf abdrehen, das kann der Jude; aber die Hand in eine fremde Tasche stecken, so daß man ihn erwischt und einsperrt, – das paßt wohl für einen Verbrecher, aber für keinen Juden ... Nun stellt euch vor: bei uns in Kaßrilowka gab es einmal doch einen Diebstahl, und was für einen Diebstahl! Achtzehnhundert Rubel auf einen Schlag!

Eines Tages kommt zu uns in die Stadt ein Fremder, irgendein Bauunternehmer aus Litauen. Er kommt gerade am Vorabend von Jom-Kippur um die Stunde des Nachmittagsgebets. Er steigt natürlich im Gasthause ab, läßt dort sein Gepäck zurück und begibt sich direkt ins alte Beiß-Hammedrisch. Wie er zum Nachmittagsgebet ins Beiß-Hammedrisch kommt, sitzen die Gabbojim vor der Geldschüssel. »Friede sei mit Euch!« – »Auch mit Euch sei Friede!« – »Woher kommt Ihr?« – »Aus Litauen.« – »Wie heißt Ihr?« – »Was gehts Euch an?« – »Ihr wollt doch in die Schul?« – »Wohin soll ich denn wollen?« – »Ihr wollt wohl bei uns beten?« – »Bleibt mir denn was anderes übrig?« – »Dann müßt Ihr doch etwas in die Schüssel geben.« – »Was denn sonst? Werde ich bei Euch umsonst beten?«

Kurz und gut, der Fremde zieht drei silberne Rubel aus der Tasche und legt sie in die große Schüssel. Außerdem einen Rubel in den Teller des Chasens, einen Rubel für die Talmud-Thora, einen weiteren Rubel für den Row, und einen halben Rubel für die Armen, außer dem Kleingeld, das er unter den Bettlern vor der Türe verteilt hat. Wir haben nämlich, ungerufen, so viel Bettler, daß man das Vermögen eines Rothschilds haben müßte, um sich mit ihnen ordentlich abzugeben.

Als man sah, daß man es mit so einem Menschen zu tun hatte, trat man ihm einen Platz an der Ostwand ab. Werdet ihr fragen, wo man den Platz hergenommen hat, da doch alle Plätze in festen Händen sind? Das ist gar keine Frage. Genau dasselbe ist doch bei einer Hochzeit oder bei einem Briß: es ist gesteckt voll, und plötzlich kommen alle in Bewegung. Was ist los? Der reiche Mann ist gekommen! Drückt man sich so zusammen, daß es einen Platz für den Reichen gibt. Das Drücken ist nämlich eine jüdische Sache: wenn sie niemand anderer drückt, so drücken sie sich selbst ...«

Der Mann mit den runden Augen macht eine Pause, läßt den Blick über die Zuhörer schweifen, um festzustellen, welchen Eindruck auf sie der Witz machte, und fährt fort.

»Kurz und gut, unser Fremder bekam einen Ehrenplatz und ließ sich vom Schammes ein Betpult geben. Zu Kol-Nidre zog er sich Talles und Kittel an und stellte sich beten. Und er betete und betete und setzte sich für keinen Augenblick hin; vom Hinlegen rede ich schon gar nicht! Für keinen Augenblick ging der Litwak von seinem Betpult weg, außer wenn man Schmejn-Eßre betete oder niederknien mußte ... Vierundzwanzig Stunden fasten und sich für keinen Augenblick hinsetzen – das kann eben nur ein Litwak! ...

Erst nach dem letzten Schoiferblasen, wie man mit dem gewöhnlichen Abendgebet beginnt und Chajim-Channe der Melammed (Chajim-Channe hat seit undenklicher Zeit das Vorrecht, am Jom-Kippur-Ausgang das Abendgebet vorzubeten) mit seiner Ziegenstimme ›Der du die Abende dämmern läßt‹ anstimmt, hört man ein entsetzliches Geschrei: ›Gewalt! Gewalt!‹ man schaut hin – der Litwak liegt ohnmächtig da. Man begießt ihn mit Wasser – es nützt nichts! Was ist das für eine Geschichte? Eine schöne Geschichte. Er hatte bei sich, der Litwak, meine ich, achtzehnhundert Rubel gehabt. Er hatte Angst, sagt er, sie im Gasthause zurückzulassen – es ist doch wirklich kein Spaß – achtzehnhundert Rubel! Wem kann man eine solche Riesensumme in einer wildfremden Stadt anvertrauen? Das Geld am Jom-Kippur in der Tasche zu haben, – schickt sich nicht. Also kam er auf den Einfall, sagt er, das Geld unbemerkt in das Betpult hineinzulegen – was ein Litwak nicht alles kann! Jetzt versteht ihr schon, warum er für keinen Augenblick vom Betpult wegging? ... Aber bei der Schmoin-Eßre oder beim Niederknien hat wohl jemand das Geld herausgenommen.

Kurz und gut, er schreit und jammert und ist ganz außer sich: Was soll er jetzt anfangen? Es ist, sagt er, fremdes Geld, es ist nicht sein Geld, er ist nur Bevollmächtigter von einem Kontor, er selbst ist ein Bettler, sagt er, mit Kindern gesegnet! Es bleibt ihm, sagt er, nichts anderes übrig, als ins Wasser zu gehen oder sich aufzuhängen, sagt er, und zwar hier gleich in der Schul, vor aller Augen!!

Als die Leute diese Worte hörten, erstarrten sie zu Stein. Man vergaß sogar, daß man den ganzen Tag gefastet hatte und nach Hause eilen mußte, um sich zu stärken. Wir schämten uns vor dem Fremden und vor uns selbst. So ein Diebstahl – ganze achtzehnhundert Rubel! Und wo? Im Beiß-Hammedrisch, im alten Kaßrilowker Beiß-Hammedrisch! Und wann? Am Jom-Kippur! So etwas hat man doch noch nicht gehört, seit die Welt steht!

›Schammes, schließ die Tür!‹ ertönt plötzlich die Stimme von unserm Row. Unser Row, er heißt Reb Jussifl, ist ein ordentlicher, frommer Mann, eine reine Seele; vielleicht nicht übermäßig klug, aber ein guter Charakter, ein Mensch ohne Galle. Manchmal hat er Einfälle, auf die kein Mensch kommen kann, und wenn er auch achtzehn Köpfe hat! Sobald man die Tür vom Beiß-Hammedrisch geschlossen hat, wendet sich Reb Jussifl zur ganzen Gemeinde. Er ist blaß wie die Wand, und die Hände zittern ihm und die Augen brennen:

›Rabboiðai, hört mich an. Es ist eine häßliche Geschichte. So was hat man noch nicht gehört, seit die Welt steht. Daß bei uns in Kaßrilowka sich ein Sünder finden soll, ein Verbrecher in Israel, der einem wildfremden Menschen, einem Familienvater so eine Summe stiehlt! Und wann? An einem so heiligen Tag wie Jom-Kippur, vielleicht sogar während der Nile. So was hat man noch nicht gehört, seit die Welt steht! Ich kann mir es gar nicht denken, die Sache ist einfach unmöglich! Wenn sich vielleicht doch jemand gefunden hat, den es nach Geld gelüstete, und dazu nach einer solchen Summe wie achtzehnhundert Rubel, der böse Trieb ist ja, Gott sei es geklagt, mächtig genug – wenn jemand von uns gestrauchelt ist, wenn jemand, nebbich, das Unglück beschert war, an einem solchen Tag so eine Sünde zu begehen, – so müssen wir uns Mühe geben, die Sache zu untersuchen und zu ergründen. Himmel und Erde haben geschworen,

daß die Wahrheit wie Baumöl auf dem Wasser an die Oberfläche kommen muß. Darum, sagt er, ›müssen wir einander durchsuchen, betasten, uns die Taschen herauswenden, vom reichsten Bürger, sagte er, ›bis zum Schammes, ohne jemand auszunehmen. Kommt, Juden, durchsucht mich!‹

So sprach unser Row, Reb Jussifl, und mit diesen Worten löste er sich den Gürtel und wendete alle Taschen heraus. Seinem Beispiel folgend, nahmen sich alle Bürger die Gürtel ab, knöpften sich die Kaftans auf und wendeten die Taschen heraus. Und man durchsuchte, betastete und durchschüttelte einander, bis die Reihe an Leiser-Jossel kam. Und als die Reihe an Leiser-Jossel kam, fing er an, lange Geschichten zu machen, und erklärte vor allen Dingen, daß der Fremde ein Schwindler ist: der Litwak hat die Geschichte glatt erfunden, niemand hat bei ihm das Geld gesehen, alles ist Lug und Trug! ›Seht ihr denn nicht selbst, daß es ein Schwindel ist?‹

Machten die Leute großen Lärm: ›Was soll das heißen? Die vornehmsten Bürger ließen sich durchsuchen, warum soll man plötzlich bei Leiser-Jossel eine Ausnahme machen? Hier gibt es keine Aristokraten! Durchsuchen! Durchsuchen!‹

Wie Leiser-Jossel merkt, daß die Sache schlimm für ihn steht, beginnt er mit Tränen in den Augen zu flehen, daß man ihn doch nicht durchsuchen möchte. Er beteuert mit allen Eiden, daß er ebenso rein von allem Übel sein möchte, wie rein er von dieser Sünde ist. Er schämt sich aber, sagt er, sich durchsuchen zu lassen. Man möchte Erbarmen mit seinen jungen Jahren haben und ihm diese Schande nicht antun. ›Tut mit mir, sagt er, ›was ihr wollt, durchsucht mich aber nicht.‹

Wie gefällt euch so ein Kerl? Glaubt ihr vielleicht, daß man auf ihn gehört hat? Daß man ihm diese Ehre erwies? ...

Aber halt! Ich vergaß euch zu sagen, wer Leiser-Jossel ist. Dieser Leiser-Jossel ist eigentlich kein Kaßrilowker, der Teufel weiß, wo er zu Hause ist, aber er hatte nach Kaßrilowka geheiratet. Unser Reicher hatte diesen Edelstein irgendwo für seine Tochter aufgegebelt, nach Kaßrilowka gebracht und mit ihm geprahlt: er kann tausend Blatt Talmud auswendig, kennt sich gut in der ganzen Schrift aus, kann gut Hebräisch, Rechnen und Algebra und ist ein großer Schreibkünstler – kurz ein Edelstein mit allen siebzehn Vorzügen! Als er diese Kostbarkeit nach Kaßrilowka gebracht hatte, kamen die Leute herbei, das Wunder anzustaunen. Wenn man ihn bloß von außen anschaut, kann man nichts sagen: ein ganz gewöhnlicher junger Mann, nicht häßlich, wenn auch die Nase etwas zu lang ist. Die Augen leuchten wie zwei brennende Kohlen, und das Mundwerk – Pech und Schwefel! Man fühlte ihm auf den Zahn, ließ sich von ihm ein Blatt Talmud, ein Stück aus der Schrift, eine Stelle aus dem Maimonides erklären – flammendes Feuer! Der Hund kennt sich in allen Dingen so gut aus wie der Goj in den Psalmen. Wo man ihn nur antippt – überall ist er zu Hause! Reb Jussifl selbst sagte von ihm, daß er in jeder beliebigen jüdischen Gemeinde Row sein könnte ...

Und von den modernen Wissenschaften rede ich schon gar nicht. Wir haben im Städtchen einen Philosophen, einen ganz verdrehten Kerl, Seidel Reb Schajes heißt er, und dieser ist ein Hund gegen Leiser-Jossel! Und wie er Schach spielen kann – so einen Schachspieler gibt es nicht auf der ganzen Welt. Was soll ich euch viel erzählen – ich sage euch ja, ein geratener junger Mann!

Natürlich beneiden alle Leute unsern Reichen um so einen Schatz, obwohl man munkelt, daß der Schatz doch nicht so ganz prima ist. Es gefällt nämlich den Leuten nicht, daß er zu klug ist (alles, was ›zu‹ ist, ist von Übel) und zu wenig Stolz hat: er gibt sich mit jedem ab wie mit seinesgleichen, selbst mit dem Geringsten, mit jedem Burschen, auch mit einem Mädels und sogar mit einer verheirateten Frau ... Dann gefallen seine Manieren nicht: immer ist er zerstreut, kommt in die Schul später als alle, wirft sich den Talles um, nimmt irgendeinen ›Quell lebenden

Wassers< oder ein anderes Buch vor und studiert und denkt gar nicht ans Beten! Man kann nicht sagen, daß man an ihm etwas Schlechtes gesehen hätte, aber man munkelt, daß er nicht übermäßig gottesfürchtig ist. Es gibt eben keinen Menschen, der alle Vorzüge und gar keine Fehler hätte!

Und als dieser Leiser-Jossel sich weigerte, sich durchsuchen zu lassen, war es ja allen klar, daß er das Geld hat. Sagt er, man soll ihn foltern, man soll ihn schneiden, stechen, braten, brennen, nur nicht durchsuchen. Da geriet sogar unser Reb Jussifl, obwohl er ein Mensch ohne Galle ist, außer sich und fing zu schreien an:

»Du so einer und so einer! Du verdienst, daß man dich, ich weiß nicht was! Unerhört! Du siehst, wie man den Juden das Blut abzapft, wie alle sich aus der Schande nichts machen und sich durchsuchen lassen, und du willst dich von der Gemeinschaft ausschließen?! So oder so: entweder gestehst du und gibst das Geld heraus, oder du zeigst deine Taschen her! Du willst einer ganzen Gemeinde, ungerufen, trotzen? Man wird dich doch gleich, ich weiß nicht was!«

Kurz und gut, die Leute fielen über ihn her, legten ihn gewaltsam hin und begannen, ihn zu durchsuchen, zu betasten und zu schütteln, und man fand in seinen Taschen ... Nun, ratet einmal, was man gefunden hat? Abgenagte Knochen von einem Viertelhuhn und ein Dutzend ganz frische Kerne von eben erst gegessenen Pflaumen! Ihr versteht doch, wie schön es sich machte, als man bei unserm Edelstein diese Dinge fand? ... Ihr versteht, wie er dastand und was für Gesichter sein Schwiegervater und der Row, nebbich, machten? Unser Row Reb Jussifl wandte sich verschämt weg und konnte niemand in die Augen schauen. Und als die Leute später aus dem Beiß-Hammedrisch nach Hause gingen, um sich zu stärken, hörten sie gar nicht auf, über den Schatz zu sprechen, den man in seinen Taschen gefunden hatte. Und alle schüttelten sich vor Lachen! Reb Jussifl ging ganz allein, den Kopf auf die Brust gesenkt, seufzte und ächzte und schämte sich, als ob man alle diese Sachen in seinen Taschen gefunden hätte ...«

Der Mann war mit seiner Geschichte anscheinend fertig. Denn er fing wieder zu rauchen an.

»Nun, und das Geld?« fragten ihn alle wie aus einem Munde.

»Was für Geld?« Er stellt sich einfältig und bläst den Rauch vor sich hin.

»Was heißt, was für Geld? Die achtzehnhundert Rubel ...«

»Ach so«, sagte er gedehnt, »die achtzehnhundert Rubel?«

»Hat man die gefunden?«

»Die waren weg.«

Schmilik

Schmilik

Schmilik ist kein erfundener Name und das, was ich euch erzählen will, keine Legende. Schmilik ist ein wirklich existierender Mensch, lebt in unserer Gegend, und ich kenne ihn! Ein Bursche von siebzehn Jahren, ein einfacher Junge, ein Dorfjunge von einer Eisenbahnstation. Sein Vater – er heißt Naftoli, und die Bauern nennen ihn Pantelej – wohnt bei der Station und lebt von der Eisenbahn; und da er hier seit mehr als dreißig Jahren lebt und sich in dem Dorfe noch vor den Judenverfolgungen des Grafen Ignatjew niedergelassen hat, so hört er auf alle Minister und ihre Zirkulare wie der Bösewicht Haman auf die Gragger; vom Pristaw und Revieraufseher schon gar nicht zu reden. Gar mancher Pristaw und mancher Revieraufseher haben sich hier seit der Zeit abgelöst, und ein jeder von ihnen ließ sich Naftolis Papiere zeigen und hatte große Lust, den Juden aus dem Dorfe zu jagen. Es half ihnen aber wie der vorjährige Schnee. Naftoli pflegte ihnen ganz offen zu erklären: »Ich habe schon mehr als einen Pristaw und einen Revieraufseher überlebt; eher werde ich euch von hier ausräuchern als ihr mich.« Und er behielt jedesmal recht, denn wie der Pristaw so auch der Revieraufseher gingen nach kurzer Zeit zugrunde, und zwar an unheilbarer Liebe. Ihre Liebe war ungeheuer groß, hatte keine Grenzen und bezog sich auf zwei Dinge: auf einen Rubel und einen Schluck Branntwein. Und es ist schwer zu sagen, was sie eigentlich lieber hatten, den Rubel oder den Schluck Branntwein. Ich fürchte, daß sie in dieser Hinsicht einem kleinen Kinde glichen, welches gefragt wird: »Wen hast du lieber – den Vater oder die Mutter?« Sollen aber beide in die Erde versinken, wie der Pristaw so auch der Revieraufseher. Wir kehren wieder zu Naftoli und seinem Sohn Schmilik zurück.

Da Schmilik unter Bauern geboren, erzogen und aufgewachsen ist, so redet er wie ein Goj, kleidet sich wie ein Goj, lebt wie ein Goj, denkt wie ein Goj und kümmert sich nur um gojische Interessen, er weiß ganz genau, was Iwan will, was Iwan hat und was Iwan fehlt; er fühlt, wo Iwan der Schuh drückt, und weiß, was Iwan kann, was Iwan nicht kann und was Iwan könnte, wenn Iwan wollte ... Und da Schmilik immerhin Naftolis und nicht Iwans Sohn ist, so kann er beten und russisch wie jüdisch lesen und schreiben; und da er Naftolis und nicht Iwans Sohn ist, so liest er täglich die Zeitung und weiß, was in der Zeitung über den Krieg, den Frieden, die Streiks, Aufstände, Manifeste, Pogrome und andere schöne Sachen steht, die bei uns in unserem gesegneten Lande vorgehen. Schmilik teilt alles, was er gelesen hat, den Bauern mit. Denn die Bauern verstehen, nebbich, nicht zu lesen, wollen aber gerne wissen, was in der Welt vorgeht; sie lechzen danach, wissen aber gar nichts; und selbst das, was sie wissen, wissen sie nur stückweise und von einer Seite wie kleine Kinder oder Wilde.

»Ihr seid ein finstere Volk«, sagte ihnen Schmilik. »Ihr wißt gar nichts.«

»Es ist wahr«, antworten die Bauern. »Wir sind ein finstere Volk und wissen gar nichts.«

Und da sie ein finstere Volk sind und gar nichts wissen, aber gerne alles wissen wollen, so muß Schmilik ihnen die Zeitung vorlesen und alles erklären.

»Erzähle uns doch, Schmilik«, bitten sie ihn, »was die Gelehrten schreiben, was die Klugen sagen.«

Und Schmilik ist nicht faul; er setzt sich zu ihnen auf die Erde und liest ihnen vor, was die

Gelehrten schreiben und was die Klugen sagen. Und die Bauern hören ihm zu, starren ihm in den Mund und glauben ihm jedes Wort. Sie glauben nur ihm allein und sonst niemand. Und wenn sie etwas hören, was sie nicht verstehen, so fragen sie Schmilik. Und wenn man ihnen etwas Neues erzählt, so glauben sie nicht und wenden sich an Schmilik. In allen Fällen wenden sie sich an Schmilik.

Man kennt Schmilik nicht nur in dem einen Dorf, wo seine Eltern wohnen, sondern in der ganzen Gegend, in fünfzig Dörfern ringsherum. Groß ist Schmiliks Name!

Als die Nachricht eintraf, daß man in allen großen Städten die Juden schlägt, kamen die Bauern von allen fünfzig Dörfern zu Schmilik und baten ihn, er möchte ihnen den kaiserlichen Ukas vorlesen, durch den den Bauern erlaubt wird, die Juden drei Tage hintereinander zu morden und zu plündern.

»Geht nach Hause«, sagte ihnen Schmilik, »es gibt keinen Ukas, daß man die Juden morden und plündern soll.«

Die Bauern hörten seine Worte, blieben aber noch unentschlossen stehen und kratzten sich die Nacken.

»Geht nach Hause!« sagte ihnen Schmilik noch einmal. »Was kratzt ihr euch?«

Die Bauern standen noch eine Weile da, erklärten aber schließlich Schmilik, er solle *für sich* keine Angst haben ... Schmilik hörte sie an und sagte, daß er für sich auch so keine Angst habe ... Darauf sagten ihm die Bauern, er solle auch für seinen Vater keine Angst haben ... Darauf sagte ihnen Schmilik, daß auch sein Vater keine Angst habe. Es kostete Schmilik große Mühe, sie davon zu überzeugen, daß es keinen Ukas gäbe, nach dem man drei Tage hintereinander die Juden schlagen dürfe. Die Bauern gingen nach Hause, kamen aber bald wieder und baten Schmilik, er möchte ihnen erklären, was in der Welt vorgeht, was die Konstitution sei und wieviel Land ein jeder von ihnen zugeteilt bekommen werde. Und Schmilik erklärte ihnen, was in der Welt vorgeht, was die Konstitution sei und wieviel Land ein jeder von ihnen zugeteilt bekommen werde. Und Schmilik hatte keine Angst mehr vor einem Pogrom, weder in seinem Dorf noch in den fünfzig Dörfern ringsherum. Schmilik ist auf der Hut, und wenn fremde Bauern aus fremden Dörfern kommen, um einen Judenpogrom zu veranstalten, so wird man ihnen die Köpfe blutig schlagen und sie dorthin jagen, wo der schwarze Pfeffer wächst. Denn wie ist ein Pogrom ohne Schmilik möglich?

Nicht nur ein Judenpogrom, auch ein Pogrom gegen die Gutsbesitzer ist ohne Schmiliks Einwilligung undenkbar. Wenn Schmilik sich nicht ins Zeug gelegt hätte, so hätten die Bauern schon längst die Gutsbesitzer überfallen und mit ihnen abgerechnet. Schmilik hält sie aber davon ab und sagt ihnen, daß Rauben und Morden, Brennen und Schlachten unvernünftig sei und daß sie damit nichts erreichen werden. Schmilik sagt ihnen, daß sie noch abwarten sollen. Sie sollen warten bis zum Frühjahr, wenn die Natur aufersteht, wenn die Erde erwacht, die weiße Bettdecke von sich wirft und bittet, daß man sie bestellt, – dann sollen sich die Gutsbesitzer selbst bemühen: sie sollen nur selbst die Felder bestellen, selbst pflügen, säen, mähen, binden, das Getreide einbringen, dreschen, mahlen, Teig kneten und Butterbrot backen; alles sollen sie selbst tun! Und die Bauern hören auf Schmilik, sitzen still in ihren Dörfern und rühren niemanden an.

Plötzlich kam aber die Obrigkeit, trieb die Bauern von allen fünfzig Dörfern zusammen und las ihnen das Manifest vom siebzehnten Oktober vor. Die Bauern hörten das Manifest an, beschlossen aber, Schmilik kommen zu lassen. Man holte Schmilik, rollte ein leeres Faß herbei,

stellte Schmilik auf das Faß und bat ihn, er möchte vorlesen, was im Manifest steht. Denn sie wollen niemand außer Schmilik glauben. Groß ist Schmiliks Name!

Natürlich gefiel das der Obrigkeit gar nicht. Sofort ging ein Papier aufs Landamt, und aus dem Landamt in die Stadt, und bald darauf zeigten sich in der Gegend berittene Gendarmen, und der Pristaw forderte von den Bauern die Auslieferung Schmiliks, dieses ›jüdischen Gapon‹. Als die Bauern hörten, daß man auf Schmilik fahndet, gaben sie Schmilik zu wissen, daß man Schmilik sucht, und sie verkleideten Schmilik als einen Bauern und gingen mit Schmilik zu Schmilik ins Haus, um Schmilik, diesen ›jüdischen Gapon‹ zu verhaften ...

Von nun an laufen jeden Montag und Donnerstag im Landamt ganze Stöße von Papieren ein, in denen befohlen wird, Schmilik einzufangen, zu verhaften und in die Stadt zu bringen. Die Gendarmen, Polizeiagenten und Kosaken suchen, spionieren und beschnuppern die Luft. Und die Bauern mitsamt Schmilik helfen ihnen, Schmilik zu suchen. In der ganzen Gegend spricht man nur von Schmilik. Alle suchen Schmilik, und Schmilik ist verschwunden!

Groß ist der Name Schmiliks, des jüdischen Gapon!

Im Monat Elul

Im Monat Elul

»Ihr fahrt zum ›Jahrmarkt‹, und wir kommen vom ›Jahrmarkt‹. Ich habe mich schon ausgeweint, und Ihr wollt Euch erst ausweinen. Also muß ich Euch Platz machen! Rückt ein wenig näher zu mir, so werdet Ihr es bequemer haben.«

»Da bin ich schon!«

Dieses Gespräch höre ich im Eisenbahnwagen hinter meinem Rücken. Es sind zwei Männer, von denen eigentlich nur der eine spricht, während sich der andere auf kurze Zwischenbemerkungen beschränkt.

»Wir fahren zu zweit: ich und meine Alte. Da ist sie: sie liegt auf dem Fußboden und schläft. Ausgeweint hat sie sich wohl für alle Juden! Wollte vom heiligen Ort gar nicht weggehen; sie fiel auf das Grab nieder und konnte sich nicht mehr losreißen! Ich rede ihr zu: ›Laß genug sein!‹ sag ich ihr: ›du wirst sie mit deinen Tränen doch nicht lebendig machen!‹ Hört sie mich wie die Wand. Und ist es auch ein Wunder? Dieser Verlust! Eine einzige Tochter, teuer wie der Augapfel, und dazu ein wirklich geratenes Kind. Schön wie Gold. Und klug. Hat eine Töchterschule beendet ... Zwei Jahre sind es nun her, daß sie gestorben ist. Meint Ihr vielleicht, an der Schwindsucht? Nein, sie war gesund und stark! Sie selbst hat sich das Leben genommen...«

»Was?!«

Aus diesen Sätzen könnt ihr schon erraten, von was für einem ›Jahrmarkt‹ sie sprechen. Das Ganze spielt sich in den ersten Tagen des traurigen und lieben Monats Elul ab. Juden fahren von der einen Stadt in die andere zu den Gräbern ihrer längstverstorbenen Eltern, Schwestern und Brüder, Kinder und Verwandten. Vereinsamte Mütter, verwaiste Töchter, unglückliche Schwestern und elende Weiber fallen auf die teuren, lieben Gräber nieder, um sich auszuweinen, um das verbitterte Herz auszuschütten und die verschmachtende Seele zu erleichtern.

Es ist doch wirklich sonderbar! Ich fahre ja mit Gottes Hilfe lange genug als Geschäftsreisender herum; und ich muß sagen, daß man noch niemals so viel zu den Gräbern gereist ist wie in diesem Jahre ... Die Eisenbahn kommt, Gott sei Dank, auf ihre Kosten, und die Wagen sind gesteckt voll. Es fahren Juden mit düstern Gesichtern, es fahren Weiber mit geschwellenen, roten Augen und glänzenden Nasenspitzen. Die einen fahren zum Jahrmarkt‹, die andern kommen vom ›Jahrmarkt‹ ... Die Elul-Stimmung liegt in der Luft, und auch im Herzen ist Elul, und man bekommt Sehnsucht nach seinem Heim ... Unwillkürlich lausche ich dem Gespräch der beiden Männer hinter meinem Rücken.

»Meint Ihr vielleicht, es war einer von den Unglücksfällen, wie sie heute jeden Tag vorkommen? Schwarze Anarchistenblusen, rote Fahnen? Gefängnis? Gott behüte! Vor diesen Dingen hat mich Gott bewahrt, das heißt, ich habe mich selbst davor bewahrt! Wie den Augapfel habe ich sie gehütet! Es ist doch wirklich keine Kleinigkeit: eine einzige Tochter und ein wirklich geratenes Kind, schön wie Gold, hat die Töchterschule beendet! Ich tat alles, was ich nur konnte: habe aufgepaßt, wohin sie ausging und mit wem sie ausging und mit wem sie sprach und was sie sprach und was für Bücher sie las. ›Töchterchen‹, sagte ich zu ihr, ›du willst Bücher lesen? Lies,

soviel du willst! Doch auch ich muß wissen, < sage ich, >was du liest!< Ich bin in diesen Dingen zwar wenig bewandert, habe aber Gott sei Dank eine gute Nase: wenn ich in ein Buch nur hineinschaue, und wenn es auch französisch ist, weiß ich gleich, was das für eine Art Buch ist.<<

»Ists wahr?«

»Ich wollte nicht, daß mein Kind mit dem Feuer spielt, – ist das ein Verbrechen? Meint Ihr, daß ich mit ihr streng war? Im Gegenteil: ich tat alles mit Gutem und halb im Scherz: >Töchterchen<, pflegte ich ihr zu sagen, >laß das Rad der Welt sich drehen, wie es sich dreht. Weder du noch ich werden seinen Gang aufhalten ...< So spreche ich zu ihr. Und was, meint Ihr, sagte sie darauf? Gar nichts sagte sie, sie schwieg. Eine stille Taube, ein goldiges Kind! Was tut aber Gott? Wir hatten schon die schwere Zeit der Revolution und der Freiheitsmanifeste überstanden, kein Mensch dachte mehr an schwarze Blusen und rote Fahnen, die Mädels mit kurzgeschorenem Haar waren verschwunden, und es gab weder Bomben noch ähnliche Plagen. Das alles war nun überstanden, doch solange diese Schrecken noch dauerten, fielen mir vor Angst beinahe die Zähne heraus. Ist doch keine Kleinigkeit: eine einzige Tochter, teuer wie ein Augapfel, und auch ein geratenes Kind, hat die Töcherschule beendet ...«

»Versteht sich ...«

»Kurz und gut – die bitterste Zeit war vorüber. Nun konnte ich mich doch auch wegen einer Partie für sie umsehen. Mitgift? Mitgift ist das wenigste, wenn Gott nur den richtigen Freier schickt. Und nun beginnt ein neues Kapitel: Heiratsvermittler, Partien, Freier. Doch ich sehe, daß mit meiner Tochter etwas nicht in Ordnung ist. Ihr meint, daß sie nicht heiraten will? Nein, das kann man nicht sagen. Also was denn? Das werdet Ihr bald hören. Ich fange an aufzupassen, nachzuforschen und erfahre, daß sie heimlich irgendein Buch liest. Und nicht allein: zu dritt lesen sie das Buch. Sie und ihre Freundin, die Tochter unseres Chasens, auch ein geratenes Mädels, hat auch die Töcherschule beendet; das sind zwei. Und der dritte ist der Naworodoker Bursche. Ihr wollt wissen, wer der Naworodoker Bursche ist? Er ist es gar nicht wert, daß man von ihm spricht. Ein Taugenichts mit einem Ausschlag im Gesicht, mit schlechten Augen ohne Brauen, aber mit einer goldenen Brille, ein ekelhafter, schmieriger Kerl. Ich würde aus seiner Hand nicht einmal ein Stück Brot nehmen! Und obendrein noch ein Kriecher, ein Wurm ... Wißt Ihr, was ein Wurm ist? Das will ich Euch erklären. Es gibt unter den Menschen Rinder. Und es gibt Esel. Und es gibt Hunde. Und es gibt Schweine. Und schließlich gibt es Würmer. Versteht Ihr jetzt?«

»Aha.«

»Wie kommt aber dieser Wurm zu mir ins Haus? Durch des Chasens Tochter. Er ist nämlich ihr leiblicher Vetter. Er studiert irgendwas, will Provisor werden, oder Jurist, oder Zahnarzt, – der Teufel weiß, was er werden will! Ich weiß nur, daß er mein Todesengel ist! Dieser Bursche mit der goldenen Brille mißfiel mir schon auf den ersten Blick. Ich sagte das sogar meinem Weib, doch sie sagte darauf: >Was dir nicht alles einfallen kann!< Ich fange an aufzupassen, die Sache gefällt mir immer weniger! Es paßt mir nicht, daß sie zu dritt lesen und dann diskutieren und sich ereifern ... Nehme ich einmal meine Tochter vor: >Töchterchen<, sage ich, >was lest ihr eigentlich so eifrig zu dritt?< Sagt sie: >Es ist nichts ... Ein Buch ...< Ich sage: >Ich sehe, daß es ein Buch ist. Ich frage nur, was es für ein Buch ist.< Sagt sie: >Und wenn ich es dir sage, wirst du es denn verstehen?< Sage ich: >Warum soll ich es nicht verstehen?< Fängt sie zu lachen an und sagt: >Das ist keines von den Büchern, die du meinst. Es ist ein Roman von Arzibaschew und heißt Ssanin.< – >Arzte Basches<, sag ich, >so hieß bei uns ein blinder Melammed, und der ist schon längst gestorben.< Fängt sie noch mehr zu lachen an. Und ich sage mir: Du lachst, Töchterchen, und deinem Vater verblutet das Herz! Was dachte ich mir aber? Nun, daß sie vielleicht wieder das

alte Spiel mit Politik angefangen haben. Glaubt Ihr vielleicht, daß ich das Buch daraufhin nicht durchgelesen habe?«

»Versteht sich ...«

»Ich habe es nicht selbst gelesen, sondern ließ es von wem andern lesen, von einem Gehilfen aus meinem Laden. Es ist ein gebildeter junger Mann, liest russisch ganz flüssig. Ich nahm meiner Tochter das Buch eines Nachts heimlich weg und gab es dem Gehilfen: ›Nimm das Buch, Berl, lies es durch, und morgen wirst du mir sagen, was darin steht.‹ Am nächsten Morgen verbrenne ich vor Ungeduld, bis Berl ins Geschäft kommt. ›Nun, Berl, was ist mit dem Buch?‹ Sagt er mir: ›Ach, ist das ein Buch!‹ Dabei knirscht er mit den Zähnen: ›Die ganze Nacht konnte ich mich davon nicht losreißen‹, sagt er. ›So? erzähle mir, was darin steht, damit auch ich es weiß ...‹ Und mein Berl erzählt mir eine Geschichte ... Was soll ich Euch sagen? Ganz wirres Zeug! Hört einmal selbst den Unsinn: ›Es war einmal, erzählte er mir, ›ein Russe, und der hieß Ssanin: er liebte einen guten Schluck Branntwein und eine saure Gurke hinterher ... Und er hatte eine Schwester, die hieß Lida: sie war sterblich in einen Doktor verliebt, doch sie hatte ein Verhältnis mit einem Offizier ... Und es war ein Student, der hieß Jura und war sterblich in eine Lehrerin verliebt. Und diese Lehrerin fuhr einmal nachts in einem Schiffchen spazieren, – Ihr meint, mit ihrem Verlobten? Nein, mit dem Trunkenbold Ssanin ...‹ – ›Ist das die ganze Geschichte?‹ – ›Nein, wartet, sie ist noch nicht ganz fertig. Es war noch ein Lehrer, namens Iwan, und der ging mit dem Ssanin zum Fluß zuschauen, wie die Mädchen baden ...‹ – ›Kurz und gut‹, sag ich, ›was ist die Moral von der Geschichte?« – ›Die Moral von der Geschichte‹, sagt er, ›ist, daß dieser Trunkenbold Ssanin die Gewohnheit hatte, wie ein Hengst zu wiehern, und selbst vor seiner eigenen Schwester Lida; als er einmal nach Hause kam ...‹ – ›Pfui?‹ sage ich, ›genug! Von dem Trunkenbold will ich nichts mehr hören. Ich frage dich, was ist der Witz von der Geschichte?‹ – ›Der Witz ist‹, sagt er, ›daß der Offizier sich erschossen hat. Auch der Student hat sich erschossen, und die Lehrerin hat sich vergiftet. Es kam dort auch ein Jude Ssolowejschik vor: der hat sich aufgehängt.‹ – ›Auch du sollst dich aufhängen‹, sag ich ihm, ›mit allen andern zusammen.‹ Sagt er: ›Was schimpft Ihr auf mich? Was kann ich dafür?‹ – ›Ich meine nicht dich,‹ sage ich, ich meine Arzibaschew ...‹ So sage ich zu meinem Berl, meine aber den Naworodoker Burschen, daß ihn die Cholera! Glaubt Ihr vielleicht, daß ich faul war, mit dem Kerl ein ernstes Wort zu reden?«

»Nun?«

»Sag mir doch, wo hast du diesen Unsinn her?‹ Startt er mich durch seine Brille an und fragt: ›Was für einen Unsinn?‹ Sage ich ihm: ›Ich meine Arzibaschews Geschichte von dem Trunkenbold, den man Ssanin nannte ...‹ – ›Ssanin‹, sagt er, ›ist gar kein Trunkenbold.‹ – ›Was ist er denn?‹ – ›Ssanin‹, sagt er, ›ist ein Held.‹ – ›Ist das‹, sag ich, ›sein ganzes Heldentum, daß er Branntwein aus einem Teeglas trinkt, dazu saure Gurken isst und wie ein Hengst wiehert?‹ Der Naworodoker Bursche gerät in Wut, nimmt seine goldene Brille von der Nase, sieht mich mit seinen roten Augen, die keine Brauen haben, an und sagt: ›Ihr habt etwas läuten gehört, Onkelchen‹, sagt er, ›könnt es aber nicht nachsingen. Ssanin ist ein Mensch der Natur, ein Mensch der Freiheit. Ssanin‹, sagt er, ›sagt, was er denkt, und tut, was er will ...‹ Und so weiter und so weiter! Der Teufel weiß, was er noch alles zusammengeredet hat: von Freiheit und Liebe und wieder Freiheit und wieder Liebe! Und wie er so spricht, reckt er seine Hühnerbrust, fuchelt mit den Händen und regt sich auf wie ein Maggid auf der Kanzel. Ich schaue ihn an und denke mir: ›Schöpfer der Welt! Dieser schmierige Kerl wagt es, von solchen Dingen zu sprechen ... Wie wäre es zum Beispiel, wenn ich ihn beim Kragen packe und zur Türe hinausschmisse, so daß er später alle seine Zähne zusammenklauben müßte?‹ Doch ich überlege es mir und denke mir

weiter: »Der Bursche ist einfach ein Narr. Wäre es denn besser, wenn er von Bomben redete?«
Wer hätte es aber damals ahnen können, daß es Dinge gibt, die ärger sind als alle Bomben, und daß ich wegen eines solchen Unsinns mein Kind verlieren werde, meine einzige Tochter, schön wie Gold, teuer wie der Augapfel; daß mein Weib schier verrückt wird und daß ich vor Kummer und Schande alle meine Geschäfte aufgeben und – es sind schon zwei Jahre her – in eine andere Stadt ziehe? Doch ich will der Reihe nach erzählen, wie sich alles abspielte und woher das Unglück kam ... Es kam nämlich von den Bauernunruhen ...

Als die Bauernunruhen bei uns anfangen, fürchteten wir natürlich, daß die Geschichte mit einem Pogrom endet. Wir lebten also in der größten Angst. Doch wenn Gott will, tut er ein Wunder und wendet das Böse zum Besten. Was geschah also? Man schickte in unser Gouvernement ein Regiment Soldaten, und es wurde sofort still. Und das Regiment brachte Leben in das Städtchen: denn was gibt es Besseres für uns Juden als ein Regiment mit Feldwebeln, Feldschern, Offizieren, Kompaniechefs und Kommandeuren?«

»Ja, das stimmt!«

»Wer konnte aber ahnen, daß des Chasens Tochter sich in einen Offizier verlieben wird? Daß sie sich taufen lassen wollen wird, um den Offizier zu heiraten? Es ist gar nicht zu beschreiben, was es für einen Aufruhr in unserm Städtchen gab! Ihr braucht aber keine Angst zu haben: des Chasens Tochter hat sich *nicht* taufen lassen und hat den Offizier *nicht* geheiratet. Denn als die Bauernunruhen aufhörten, zog das Regiment wieder fort, und der Offizier vergaß sogar in der Eile, von des Chasens Tochter Abschied zu nehmen. Dafür hat aber des Chasens Tochter den Offizier nicht vergessen ... Die armen Eltern! Was die Leute ausstehen mußten! Die ganze Stadt hat förmlich gekocht, auf Schritt und Tritt sprach man nur von des Chasens Tochter, und wieder von des Chasens Tochter. Böse Menschen hatten nun genug zu tun: Man schickte dem Chasen einmal eine Hebamme ins Haus ... Ein anderes Mal fragte man ihn, welchen Namen er seinem Enkelkind zu geben gedenke. Obwohl es sehr möglich ist, daß die ganze Geschichte erlogen war. Wißt Ihr denn nicht, was böse Zungen in so einem kleinen Städtchen alles ausdenken können?« –

»Das will ich meinen!«

»Den Kummer von den beiden, ich meine den Chasen und seine Frau, konnte man wirklich nicht ruhig ansehen! Denn was konnten sie dafür? Doch meiner Tochter sagte ich ein für allemal: Was gewesen, ist gewesen; doch von heute an hört jede Freundschaft mit des Chasens Tochter auf! Und wenn ich etwas sage, so ist es eben gesagt. Sie ist zwar eine einzige Tochter, muß aber trotzdem vor dem Vater Respekt haben. Wer konnte es ahnen, daß sie mit dem Mädels trotzdem zusammenkommen wird, natürlich, heimlich, hinter meinem Rücken? Und wann merke ich es? Als es schon zu spät ist! ...«

Plötzlich höre ich hinter meinem Rücken jemanden husten und wie aus dem Schlafe stöhnen. Der Mann, der die Geschichte erzählt, bleibt eine Weile stumm und fährt dann ganz leise fort:

»Das war gerade am ersten Sliches-Tag, ich weiß es noch so genau, als ob es erst eben geschehen wäre. Der Chasen sang die Sliches so, daß einem dabei das Herz zerriß! Sein Gesang konnte wirklich einen Stein rühren! Niemand, niemand hat mit ihm so mitgeföhlt wie ich ... Ja, die Kinder von heute! Wehe ihren Vätern! ... Nach den Sliches verrichte ich gleich das Morgengebet, mache noch einen Sprung nach Hause, frühstücke, nehme die Schlüssel und gehe auf den Markt, um das Geschäft aufzusperren. Doch der Gehilfe ist noch nicht da. Ich warte eine halbe Stunde, ich warte eine Stunde, – er ist immer noch nicht da. Endlich kommt er. »Berl, warum so spät?« Sagt er mir: »Ich komme vom Chasen.« – »Was hast du«, frage ich ihn, »plötzlich beim Chasen zu suchen?« Und er antwortet: »Wißt Ihr denn nicht, was mit Chaïke geschehen ist?« (So hieß

nämlich des Chasens Tochter.) ›Was ist‹, frage ich, ›mit Chaïke geschehen?‹ – ›Gott!‹ sagt er, ›sie hat sich doch vergiftet!‹«

»Ist es möglich?«

»Wie ich das höre, laufe ich sofort nach Hause. Mein erster Gedanke ist: ›Was wird Ettke dazu sagen?‹ (So hieß meine Tochter.) Ich komme nach Hause und frage meine Alte: ›Wo ist Ettke?‹ – ›Ettke schläft noch. Was willst du von ihr?‹ – ›Mein Gott!‹ sag ich, ›Chaïke hat sich doch vergiftet.‹ Wie ich das sage, greift sich mein Weib an den Kopf und beginnt zu fluchen. ›Was fluchst du?‹ frage ich sie, und sie antwortet: ›Ettke ist ja mit ihr erst gestern abend spazierengegangen, wohl an die zwei Stunden ...‹ – ›Wie?‹ sage ich, ›wie kann das sein? Ettke mit Chaïke zusammengewesen? Was redest du?‹ – ›Ach!‹ sagt sie, ›frage mich lieber nicht! Ich mußte ihr doch nachgeben. Sie bat mich, daß ich dir nichts davon sage, daß sie jeden Tag mit Chaïke zusammenkommt! Es ist ein Unglück geschehen! Es wäre besser, wenn ich löge ...‹ So spricht zu mir meine Alte und rennt in Ettkes Kammer. Und sie fällt sofort auf den Boden nieder. Ich laufe ihr nach, stürze ich zum Bett und schreie: ›Ettke!‹ Es gibt keine Ettke mehr ...

Sie ist tot. Liegt tot im Bett. Und auf dem Tische steht ein Fläschchen, und daneben liegt ein Zettel, mit ihrer eigenen Hand geschrieben, und in jiddischer Sprache. Sie konnte gut jiddisch schreiben, es war ein Vergnügen, ihre Schrift zu lesen. ›Liebe und teure Eltern!‹ heißt es in dem Zettel. ›Verzeiht mir den Schmerz und die Schande, die ich Euch antue. Ich bitte Euch hundertmal um Vergebung‹, schreibt sie, ›wir haben uns beide, ich und Chaïke, das Wort gegeben‹, schreibt sie, ›am gleichen Tage, zur gleichen Stunde den gleichen Tod zu sterben, denn wir können ohne einander nicht leben ... Ich weiß‹, schreibt sie, ›daß ich an Euch ein großes und schweres Verbrechen begehe. Ich habe mich mit diesem Gedanken sehr lange gequält. Nun ist es beschlossen, und ich kann nicht mehr zurück! Eine Bitte habe ich an Euch, teure Eltern: laßt mich an Chaïkes Seite beerdigen‹, schreibt sie, ›Grab neben Grab. Bleibt gesund und vergeßt, vergeßt‹, so endet der Brief, ›daß Ihr einmal eine Tochter hattet mit Namen Ettke.‹ Habt Ihr es gehört? Wir sollen vergessen, daß wir eine Tochter Ettke hatten! ...«

Ich höre hinter meinem Rücken ein Stöhnen und Krächzen, und eine verschlafene Frauenstimme ruft: »Awremel! ... Awremel! ...«

»Ja, was ist, Gitke? Hast du ausgeschlafen? Willst du Tee trinken? Bald kommt eine Station. Wo ist die Teekanne? Wo ist der Tee und der Zucker? ...«

Peßach im Dorfe

Peßach im Dorfe

Mögen die Winde pfeifen, mögen die Stürme brausen, mag die Welt untergehen – was kümmert das den alten Eichbaum, der noch von den sechs Tagen der Schöpfung dasteht und dessen Wurzeln Gott weiß wie tief in die Erde hineinreichen? Was sind ihm Stürme? Was sind ihm Winde? ...

Mit dem alten Eichbaum ist hier ein lebendiger Mensch gemeint, mit Namen Nachman Worobjowker aus Worobjowka, ein großgewachsener, breitschultriger und derbknochiger Jude, ein wahrer Riese. Die Stadtjuden schauen ihn nicht ohne Neid an, machen sich aber zugleich über ihn etwas lustig: »Friede sei mit Euch! Wie steht es mit Eurer Gesundheit?« Nachman weiß, daß man sich über ihn und seinen Körperbau lustig macht. Darum krümmt er den Rücken, um etwas jüdischer auszusehen. Doch es hilft ihm nichts: er ist eben zu groß gewachsen.

Nachman Worobjowker ist in Worobjowka alt eingesessen. ›Unser Nachman‹ nennen ihn die Bauern von Worobjowka. Sie halten ihn für einen braven und klugen Menschen und plaudern mit ihm gerne über Wirtschaftssachen. Man holt sich bei ihm zuweilen Rat: Was soll man mit dem Getreide anfangen? Nachman besitzt einen Kalender und kann genau angeben, ob Getreide heuer teuer oder billig sein wird. Man spricht mit ihm auch über allgemeine Dinge, denn Nachman fährt öfters in die Stadt, kommt unter Menschen und weiß, was in der Welt vorgeht ...

Man kann sich Worobjowka schwer ohne Nachman den Worobjowker vorstellen. Denn nicht nur sein Vater, Veitel Worobjowker, war in Worobjowka geboren und gestorben, sondern auch sein Großvater Arje, seligen Angedenkens, ein kluger und witziger Jude pflegte zu sagen, daß das Dorf nur darum Worobjowka heiße, weil er, Arje Worobjowker, dort wohne; denn noch bevor Worobjowka – Worobjowka geheißen habe, sei er, Arje Worobjowka, schon ein Worobjowker gewesen. Das pflegte sein Großvater zu sagen. So waren eben die Juden in der guten alten Zeit!

Und glaubt ihr, daß Arje Worobjowker es so ohne Grund, nur des Witzes wegen sagte? Arje war kein so einfacher Mensch und pflegte niemals einen Witz ohne tiefere Bedeutung zu erzählen. Er hatte dabei die Judenverfolgungen im Auge. Denn es gab schon auch zu seiner Zeit Judenverfolgungen. Schon damals ging ein Gerücht, daß man die Juden aus den Dörfern vertreiben würde. Und es war nicht nur ein Gerücht, sondern man begann sie auch tatsächlich zu vertreiben. Man hatte auch alle vertrieben.

Nur der alte Arje Worobjowker blieb in Worobjowka. Selbst der Gouverneur konnte dagegen nichts machen, denn Arje wies nach, daß man ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes unmöglich aus Worobjowka vertreiben könne. So waren eben die Juden in der guten alten Zeit!

Wenn einer so ein Privilegium hat, in Worobjowka bleiben zu dürfen, so ist er selbstverständlich stolz und selbstbewußt und lacht über die ganze Welt. Was gehen unsern Nachman Worobjowker alle Judengesetze an, was ist ihm der ›Ansiedlungsrayon‹, was sind ihm alle Ministerialerlasse? ... Was für einen Respekt hat Nachman vor dem Goj Kurotschka und den Neuigkeiten, die ihm dieser jeden Tag aus der Dorfkanzlei bringt? Kurotschka ist ein untersetzter Bauer mit kurzen Fingern und trägt hohe Stiefel, einen tuchenen Rock und eine silberne Uhrkette; sieht ganz wie ein Gutsbesitzer aus! Kurotschka ist Schreiber in der Dorfkanzlei. Darum kennt er alle Sorgen,

die die Leute im Dorfe haben. Darum liest er auch die aus Petersburg zugeschickten schönen Zeitungen, die lauter Anschuldigungen gegen Juden enthalten.

Kurotschka ist sonst gar kein so übler Kerl. Er ist Nachmans Nachbar und sozusagen guter Freund. Hat Kurotschka Zahnweh, so gibt ihm Nachman etwas zum Spülen. Muß Kurotschkas Weib niederkommen, so verrichtet bei ihr Nachmans Weib Hebammendienste. Doch seit einiger Zeit, nämlich seit er mit besonderm Eifer die gewissen Zeitungen studiert, ist Kurotschka plötzlich wie verändert. ›Der Judenfeind Esau spricht aus ihm!‹ Jeden Tag kommt er zu Nachman mit einer neuen Nachricht: »Ein neuer Gouverneur ...« »Ein neues Rundschreiben aus dem Ministerium ...« – »Eine neue Verordnung wegen Juden ...« Dem Nachman steht in solchen Augenblicken das Herz still, und die Muttermilch gerinnt in ihm, doch was braucht er es den Goy merken zu lassen? Und er hört Kurotschka lächelnd zu und zeigt ihm dann die flache Hand mit den Worten: »Wenn hier Haare wachsen, werden mich diese Dinge angehen ...«

Mögen die Gouverneure versetzt werden, mögen die Minister Rundschreiben erlassen, was kümmert das alles Nachman Worobjowker aus Worobjowka? ...

Nachman Worobjowker lebt in Worobjowka gar nicht so übel. Das heißt, mit den früheren Jahren ist es nicht zu vergleichen! Es versteht sich, daß es in den Tagen des Großvaters Arje ein ganz anderes Leben war. Ach, war das ein Leben! Man kann sagen, daß ihm ganz Worobjowka gehörte. Er hatte nicht nur eines, sondern mehrere Geschäfte: eine Schenke und einen Kramladen, eine Mühle und ein Getreidegeschäft, und das brachte so viel ein, daß man das Geld, wie man sagt, mit Tellern und Löffeln zusammenscharren konnte. Das alles war aber in der guten alten Zeit! Heute gibt es weder eine Schenke noch einen Laden, noch ein Getreidegeschäft. Nichts ist davon geblieben, rein gar nichts. Kann man doch fragen: Wenn so, warum sitzt dann der Jude noch in Worobjowka? Wo denn soll er sitzen? Tief in der Erde? Wenn es Nachman nur einfallen wollte, sein Häuschen zu verkaufen, so würde er doch im gleichen Augenblick aufhören, ein Worobjowker zu sein; dann wäre er plötzlich ein Zugezogener, ein Fremder geworden. Und so hat er wenigstens einen eigenen Winkel, ein eigenes Haus, und vor dem Haus einen Garten. Der Garten wird von seinem Weib und seinen Töchtern bestellt, und wenn Gott ein gutes Jahr schenkt, so gibt es den ganzen Sommer über Gemüse, und die Kartoffeln reichen manchmal bis kurz vor Peßach. Doch von Kartoffeln allein kann man nicht leben. Zu Kartoffeln braucht man auch etwas Brot. Und Brot hat er nicht. Also muß er den Stecken nehmen und durch das Dorf gehen und sehen, ob nicht irgendwo ein Geschäft zu machen ist. Und wenn Nachman durch das Dorf geht, kommt er niemals mit leeren Händen nach Hause. Er kauft alles, was ihm gerade in die Hände kommt: altes Eisen, einen Topf Hirse, einen alten Sack oder ein Fell. Das Fell wird aufgespannt, getrocknet und dann zu Awrohom-Eliohu dem Kürschner in die Stadt getragen.

Und bei allen diesen Geschäften kann man etwas verdienen oder auch etwas draufzahlen: dazu ist man ja Kaufmann! »Ein Kaufmann ist wie ein Jäger!« pflegt Nachman zu sagen, der zuweilen gerne ein gojisches Sprichwort gebraucht. Und Awrohom-Eliohu der Kürschner, ein Jude mit blau angelaufener Nase und schwarzen, wie in Tinte getunkten Fingern, lacht über ihn, weil er in seinem Dorf so verbauert sei, daß er sogar nur noch gojische Sprichwörter gebrauchte ...

Ja, Nachman ist tatsächlich verbauert, und er fühlt es selbst, daß er von Jahr zu Jahr tiefer sinkt. Was würde zu ihm sein Großvater, Arje Worobjowker seligen Angedenkens, sagen, wenn er aus dem Grabe auferstünde? Der war ja zwar auch ein Riese gewesen, aber dabei ein gelehrter Mann. Der hatte die ›Sprüche der Väter‹ und das Feiertagsgebetbuch und alle Psalmen im Kopfe! So waren eben einst die Juden! Und was kann Nachman? Er kann kaum beten. Und das ist noch viel.

Denn seine Kinder werden selbst das nicht mehr können. Wenn er seine Kinder anschaut, wie sie alle in die Höhe und Breite wachsen und ebenso unwissend sind, wie er selbst, tut ihm das Herz weh. Und besonders weh tut es ihm, wenn er seinen jüngsten Sohn, Mutters Liebling, den kleinen Veitel, anschaut. Er nannte ihn so seinem Vater Veitel Worobjowker, seligen Angedenkens, zu Ehren. Ein geratenes Kind ist dieser Veitel. Selbst sein Körperbau ist etwas zierlicher, schwächlicher und jüdischer. Ein jüdisches Kind! ... Dazu hat er einen wahren Ministerkopf. Man zeigte ihm nur ein einziges Mal, eigentlich nur zum Spaß, in einem Gebetbuche den ›Alef‹ und den ›Beiß‹, und schon hat sich das Kind die beiden Buchstaben gemerkt: es wird niemals den ›Alef‹ – ›Beiß‹ nennen oder den ›Beiß‹ – ›Alef‹. Und ein so goldiges Kind wächst in einem Dorfe auf, zwischen Kälbern und Schweinen, spielt mit Kurotschkas Sohn Fedjka, reitet mit ihm auf dem gleichen Stock, jagt mit ihm derselben Katze nach, gräbt mit ihm dasselbe Loch und tut in seiner Gesellschaft alles, was kleine Jungen sonst noch zu tun pflegen. Und wie Nachman sieht, daß sein Kind mit dem Bauernjungen spielt, tut ihm das Herz weh, und er krankt, wie ein angesägter Baum ...

Fedjka ist aber auch ein geratener Junge; hat ein hübsches, aufgewecktes Gesichtchen und flachsblondes Haar. Ist genauso alt wie Veitel und hält auch treu zu ihm. Und auch Veitel mag ihn gerne. Den ganzen Winter über sitzen die beiden Knaben bei ihren Eltern hinter dem Ofen, wollen immer zum Fenster und sehnen sich nach einander. Doch wenn der lange Winter zu Ende ist, und die Sonne wärmer scheint und die Pfützen trocknet, und die ersten Grashalme sich zeigen, und der Bach am Hügel zu rauschen beginnt, und das Kälbchen seine Nüstern bläht, und der Hahn mit einem geschlossenen Auge nachdenklich dasteht, und alles auflebt und sich freut: ›Peßach ist ja vor der Türe!‹ – dann kann man weder Veitel noch Fedjka auch nur einen Augenblick zu Hause halten! Dann reißen sich die beiden ins Freie hinaus, in die weite Welt, die nun beiden gleich offen steht. Und sie nehmen sich bei den Händen und rennen zum Hügel, der ihnen beiden gleich zulächelt: ›Kinder, hierher!‹ Und sie laufen der Sonne entgegen, die sie beide mit den gleichen Worten begrüßt: ›Kinder, zu mir!‹ Und wenn sie vom Laufen müde werden, setzen sie sich auf Gottes Erde, die nichts von Juden und Christen weiß: ›Kinder, setzt euch her!‹

Sie haben einander genug zu erzählen, denn sie haben sich ja den ganzen langen Winter nicht gesehen: Veitel prahlt vor seinem Freund Fedjka, daß er schon beinahe alle hebräischen Buchstaben kenne, und Fedjka erzählt, daß er eine Peitsche besitze. Nun will ihn Veitel übertrumpfen und sagt, daß bei ihnen schon heute abend das Peßachfest beginne. Mutter hätte bereits Mazzes für alle acht Tage und auch Wein zu den vier vorschriftsmäßigen ›Bechern‹ angeschafft. »Weißt du noch, Fedjka, wie ich dir im vorigen Jahre ein Stück Mazze gab?« – »Mazze!« sagt Fedjka, und sein hübsches Gesicht erstrahlt in seligem Lächeln. Er hat es wohl noch nicht vergessen, wie im vorigen Jahre die jüdische Mazze geschmeckt hatte ... »Fedjka, möchtest du jetzt ein Stück Mazze versuchen? Frische Mazze?« Eine Frage, ob Fedjka es möchte! »Also komm mit!« sagt Veitel und zeigt ihm auf den grünen Hügel, der den beiden Kindern zuwinkt: ›Kinder, kommt her!‹ Und die Jungen kriechen den Hügel hinauf. Oben angelangt, stehen sie zuerst ganz verblüfft da, gucken durch die Finger auf die spielenden Strahlen der lieben Sonne und werfen sich dann auf die noch feuchte Erde nieder. Veitel zieht unter seinem Leibserdak eine große, runde, frische, über und über mit winzigen Löchern verzierte Mazze hervor. Während Veitel die Mazze in zwei gleiche Teile zerbricht, läuft Fedjka schon das Wasser im Munde zusammen. »Nun, was sagst du zu der Mazze, Fedjka?« Fedjka kann aber nichts sagen, denn er hat den Mund voller Mazze, die unter den Zähnen knirscht und auf der Zunge wie Schnee schmilzt. Noch einen Augenblick, und die Mazze ist aufgeessen. »Ist das

alles?« fragt Fedjka. Seine grauen Augen schauen prüfend unter Veitels Leibserdak, und er beleckt sich die Lippen, wie eine Katze, wenn sie Butter sieht. »Möchtest du denn noch?« fragt ihn Veitel etwas naiv, indem er das letzte Stück verzehrt und den Freund schelmisch mit seinen schwarzen Augen anblickt. Auch eine Frage, ob Fedjka noch Mazze möchte! »Also warte ein wenig«, sagt Veitel, »kommendes Jahr wird es wieder Mazze geben ...« Beide lachen über den gelungenen Witz und beginnen plötzlich wie auf Kommando den Hügel hinabzurollen.

Jenseits unter dem Hügel angelangt, stellen sie sich wieder auf die Beine und betrachten den rauschenden Bach, der nach links abbiegt. Sie selbst gehen nach rechts, immer weiter und weiter nach rechts, durch die Wiesen und Felder, die noch nicht überall grün sind und noch nicht nach Gras duften, aber bald grün zu werden und nach Gras zu duften versprechen. Und sie gehen, ohne miteinander zu sprechen, ganz erstaunt und berauscht immer weiter und weiter über die weiche Erde, unter der lächelnden Sonne. Sie gehen nicht, sie schwimmen. Und sie schwimmen nicht – sie fliegen. Sie fliegen zugleich mit den Vögeln, die in den Sonnenstrahlen baden, die Gott auf alles, was da lebt, ergießt. Nun sind sie bei der Windmühle. Die Mühle gehört jetzt dem Dorfschulzen; früher einmal hatte sie Nachman Worobjowker gehört. Der Schulze heißt Opanas und ist ein ganz schlauer Bauer. Er trägt einen Ohrring im linken Ohr und besitzt sogar einen Samowar. Opanas ist heute reich: außer der Windmühle hat er auch noch einen Kramladen. Es ist derselbe Laden, der einst Nachman Worobjowker gehörte: Opanas hat ihm beides abgenommen, die Mühle und den Laden. Die Windmühle pflegt sonst um diese Jahreszeit in Gang zu sein. Doch heute steht sie, denn es ist ganz windstill. Eine merkwürdige Peßachzeit: ohne den leisesten Wind! Aber den beiden Jungen macht es nichts, daß die Mühle steht: so kann man sie sogar noch besser betrachten. Denn an einer Mühle gibt es genug zu sehen. Und noch schöner als die Mühle selbst ist der schräge Balken, mit dem man die ganze Mühle nach der Seite umdrehen kann, von der der Wind kommt. Auf diesen Balken setzen sie sich hin, und nun kommen sie erst ins Gespräch. Es ist eines jener Kindergespräche, die keinen Anfang und kein Ende haben. Veitel erzählt, was für Wunder er in der Stadt gesehen hat. Vater hatte ihn neulich in die Stadt mitgenommen. Er war auf dem Markte und sah die Kaufläden. Dort gibt es nicht einen Laden, wie hier in Worobjowka, sondern viele Läden. Und am gleichen Abend waren sie auch in der Schul gewesen. Der Vater hatte ›Jahrzeit‹ nach seinem verstorbenen Vater. »Nach meinem Großvater. Verstehst du es, Fedjka, oder verstehst du es nicht?«

Es ist möglich, daß Fedjka es versteht. Aber er hört gar nicht zu. Und er läßt plötzlich eine Geschichte los, die nicht den geringsten Zusammenhang mit Veitels Erzählung hat. Fedjka erzählt, daß er im vorigen Jahre einmal auf einem Baume ein Vogelnest gesehen hat. Er wollte auf den Baum hinaufklettern, konnte es aber nicht. Dann wollte er das Nest mit einem Stock herunterholen, doch der Stock war zu kurz. Nun fing er an, mit Steinen nach dem Nest zu werfen, und tat es so lange, bis zwei kleine blutende Vögelchen herunterfielen.

»Hast du sie getötet?« fragt Veitel mit vor Schrecken verzerrtem Gesicht.

»Ganz jung waren sie«, sagt Fedjka gleichsam zu seiner Verteidigung.

»Doch du hast sie getötet?«

»Noch ohne Federn, mit gelben Schnäbelchen und dicken Bäuchen ...«

»Du hast sie aber getötet? Getötet? ...«

Es war schon recht spät, als Veitel und Fedjka nach der Sonne sahen und feststellten, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen. Veitel hatte bereits vergessen, daß heute abend Peßach beginnt. Nun fiel ihm plötzlich ein, daß die Mutter ihm noch das Haar kämmen und eine neue Hose anziehen wollte. Als ihm dieses einfiel, begann er zu laufen. Und Fedjka blieb nicht zurück. So rannten sie, ebenso frisch und munter, wie sie den Hügel hinaufgekommen waren, dem Dorfe zu. Und damit der eine nicht vor dem andern zu Hause anlangte, nahmen sie sich, als wahre Freunde, bei den Händen. Und wie sie im Dorfe anlangten, bot sich ihnen folgender Anblick: Nachman Worobjowkers Haus ist von Bauern und Bäuerinnen, Burschen und Mädchen belagert. Der Schreiber Kurotschka, der Dorfschulze Opanas, der Gemeindeälteste, der Vorsteher, der Dorfpolizist – alle sind zur Stelle. Sie alle reden durcheinander, aufgereggt und sehr laut. Und Nachman und seine Frau stehen vor dem Hause, fuchteln mit den Händen und scheinen sich gegen etwas zu verteidigen. Nachman steht mit gekrümmtem Rücken und wischt sich den Schweiß von der Stirne. Etwas abseits stehen Nachmans ältere Kinder mit finstern Gesichtern ... Und plötzlich verändert sich das ganze Bild. Jemand hat die beiden Knaben bemerkt und weist auf sie hin. Und der Schreiber, der Schulze, der Gemeindeälteste, der Vorsteher und der Dorfpolizist sind auf einmal wie gelähmt. Alle schauen zu Boden. Nachman richtet sich aber auf, blickt die Bauern triumphierend an und beginnt zu lachen. Und seine Frau schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen und bricht in Tränen aus. Der Schreiber, der Schulze, der Gemeindeälteste, der Vorsteher und der Dorfpolizist fangen die Kinder ab und fragen sie:

»Wo seid ihr gewesen?«

»Wo wir gewesen sind? Bei der Mühle sind wir gewesen ...«

Jeder der beiden Freunde bekam hinterher seine Strafe, doch keiner von ihnen konnte verstehen, wofür.

Nachman verabreichte seinem Veitel eine ordentliche Tracht Prügel mit seinem Käppchen und sagte dabei: »Der Junge soll es sich merken ...« Was soll sich der Junge merken? Und die Mutter entriß ihn, wohl aus Mitleid, dem Vater, gab ihm noch extra zwei Ohrfeigen und begann ihm gleich darauf sein schwarzes Köpfchen zu kämmen. Dann zog sie ihm die neue Hose an und seufzte dabei. Warum seufzte sie? ... Und Veitel hörte, wie Mutter zu Vater sagte: »Ach, gebe Gott, daß die Peßachtage gut ablaufen ... Von mir aus könnte der Peßach zu Ende sein, noch ehe er begonnen hat!« Veitel kann unmöglich begreifen, warum die Mutter sich so über das Fest äußert ... Und Veitel zerbricht sich den Kopf, er kann weder die Prügel des Vaters noch die Ohrfeigen der Mutter verstehen. Denn er weiß gar nicht, was für ein Peßach heute auf der Welt ist ...

Und sobald Veitels jüdisches Köpfchen es nicht verstehen kann, kann es Fedjkas gojisches Köpfchen erst recht nicht verstehen. Sein Vater Kurotschka packte ihn bei seinem flachsblonden Schopf, beutelte ihn durch und gab ihm danach einige ordentliche Stöße ins Genick. Fedjka nahm das wie ein Philosoph auf, denn er war derartige Dinge gewohnt. Und er hörte, wie seine Mutter mit den andern Frauen sprach, und er erfuhr merkwürdige Dinge: sie sprachen von einem Kind, das die Juden vor Peßach zu sich gelockt und dann in einen Keller eingesperrt hätten. Im Keller sei das Kind einen Tag und eine Nacht gesessen. Als sie es nachher in Behandlung nehmen wollten, hätte das Kind zu schreien begonnen, Leute seien herbeigelaufen und hätten das Kind aus den jüdischen Händen gerettet. Und das Kind hätte bereits Zeichen an seinem Leibe gehabt: vier Stiche in Form eines Kreuzes ...

Das erzählte eine besonders geschwätzig Frau mit breitem rotem Gesicht. Und die übrigen

Frauen nickten mit den Köpfen und bekreuzigten sich in einem fort. Und Fedjka konnte unmöglich verstehen, warum ihn die Frauen so merkwürdig ansahen? Und was die ganze Geschichte ihn und Veitel angehe? Und warum ihn sein Vater am Schöpfe gepackt, durchgebeutel und ihm nachher die Genickstöße verabreicht hatte? Und am meisten quälte ihn die Frage: warum war die Portion Prügel, die er vom Vater bekommen, so extra groß? ...

»Nun?« fragt Nachman seine Frau, als das Peßachfest zu Ende ist, und sein Gesicht strahlt, als ob ihm Gott weiß was für ein Glück geschehen wäre. »Nun? ... Siehst du es! Und du hattest solche Angst! ... Ein Frauenzimmer bleibt eben immer ein Frauenzimmer ... Nun sind unsere Feiertage vorüber, und auch ihre Feiertage sind vorüber, und gar nichts ist geschehen! ...«

»Gott sei gelobt!« sagte die Mutter, und Veitel kann wieder nicht verstehen, was die Mutter gefürchtet hat. Und warum es ein solches Glück ist, daß die Feiertage schon vorüber sind? Wäre es nicht besser, wenn der Peßach noch länger dauern würde?

Und als Veitel wieder einmal mit Fedjka zusammenkommt, muß er ihm erzählen, wie bei ihnen das Fest begangen wurde und was es alles zu essen gab. Ja, da gab es Sachen! Und er versucht, Fedjka eine Vorstellung vom Geschmack aller Peßachgerichte und des süßen Weines zu geben. Fedjka hört andächtig zu und wirft einen prüfenden Blick unter Veitels Leibserdak. Er muß noch immer an die Mazze von neulich denken. Plötzlich schrillt durch die ganze Dorfstraße eine Sopranstimme: »Fedjka! Fedjka!«

Fedjka soll nach Hause zum Essen kommen. Doch Fedjka beeilt sich nicht; er weiß, daß man ihn diesmal nicht verprügeln wird: denn erstens sind sie nicht bei der Mühle gewesen und zweitens ist der jüdische Peßach vorbei, also braucht man die Juden nicht mehr zu fürchten ... Er bleibt also ruhig auf dem Bauche liegen, den flachsblonden Kopf in beide Hände gestützt. Und ihm gegenüber liegt Veitel, ebenfalls auf dem Bauche und ebenfalls den Kopf in die Hände gestützt. Und der Himmel ist blau, und die Sonne liebkost und wärmt sie, und ein leiser Wind spielt in ihren Haaren. Auch das Kälbchen steht dabei und der Hahn mit allen seinen Weibern. Und beide Köpfchen, das flachsblonde und das schwarze, ruhen auf den Händen, schauen einander an, und beide plaudern und plaudern ohne Ende ...

Nachman Worobjowker ist nicht zu Hause. Er hat schon in aller Frühe seinen Stecken genommen und seinen Rundgang durch das Dorf angetreten. Vor jedem Hause bleibt er stehen, wünscht jedem Bauern einen guten Morgen, nennt einen jeden bei seinem Namen und spricht über alle möglichen Dinge in der Welt, nur nicht von der Geschichte, die sich am Peßachvorabend ereignet hat ... Und bevor er weitergeht, fragt er den Bauern wie nebenbei: »Hast du nichts zu verkaufen, Bauer?« – »Nein, Nachman, ich habe nichts.« – »Vielleicht etwas altes Eisen oder Hirse oder gar ein Fell?« – »Nimm es mir nicht übel, Nachman, ich habe nichts. Es sind bittere Zeiten.« – »Bittere Zeiten? Hast wohl alles vertrunken? Dazu ist ja auch Feiertag!« – »Wer denkt an den Feiertag? Wer denkt ans Trinken? Es sind wirklich bittere Zeiten! ...«

Der Bauer seufzt, und Nachman seufzt auch. Und dann reden sie noch ein wenig von gleichgültigen Dingen, damit es nicht so aussieht, als ob Nachman nur des Handels wegen gekommen wäre. Und dann geht er zu einem andern Bauer, zu einem dritten und so lange herum, bis er etwas findet. Er kommt doch niemals mit leeren Händen nach Hause!

Nachman Worobjowker schreitet mit seinen Riesenfüßen schwer beladen und verschwitzt nach Hause und denkt immer an dieselbe Frage: Wieviel werde ich an diesem Zeug verdienen oder

draufzahlen? Die Geschichte vom Peßachvorabend hat er bereits vergessen. Und er kümmert sich nicht mehr um seinen Nachbar Kurotschka und dessen Ministerialerlasse und Gouverneure.

Mögen die Winde pfeifen, mögen die Stürme brausen, mag die Welt untergehen, – was kümmert das den alten Eichbaum, der noch von den sechs Tagen der Schöpfung dasteht und dessen Wurzeln Gott weiß wie tief in die Erde hineinreichen? Was sind ihm Stürme? Was sind ihm Winde?

Eine Hochzeit ohne Musikanten

Eine Hochzeit ohne Musikanten

»Ich versprach Euch, einmal zu erzählen, wie wir dank unserer Schmalspurbahn, die wir der ›Leergänger‹ nennen, vor einem großen Unglück bewahrt worden sind. Wenn Ihr die Geschichte hören wollt, so legt Euch, bitte, hier auf diese Bank, und ich lege mich Euch gegenüber auf die andere Bank!«

So sprach zu mir der Heißiner Kaufmann, mit dem ich wieder einmal in einem Wagen des ›Leergängers‹ zusammenkam. Und da wir auch dieses Mal wie immer die einzigen Fahrgäste waren und der Wagen entsetzlich überheizt war, legten wir die Röcke ab, knöpften die Westen auf und machten uns bequem wie in unseres Vaters Weingarten. Er legte sich auf die eine Bank und ich auf die andere. Und er begann mir ziemlich weitläufig zu erzählen, und ich hörte ihm aufmerksam zu, um die Erzählung später mit seinen eigenen Worten wiedergeben zu können.

»Es war in den Tagen – nicht gedacht soll ihrer werden! – in den Tagen der Freiheitsmanifeste, in den Tagen, an denen wir Juden so viel Freuden erlebt haben ... Wir in Heißin hatten allerdings keine Angst vor einem Pogrom ... Und wißt Ihr, warum wir keine Angst hatten? Einfach aus dem Grunde, weil es bei uns niemanden gibt, der einen Pogrom machen kann. Wenn man ordentlich nachsuchen wollte, hätte man wohl schon ein paar Leute finden können, die Lust hätten, uns ein wenig zu verprügeln ... Das folgt schon daraus, daß, als von den andern Städten die schönen Nachrichten kamen, sich auch bei uns in Heißin einige Leute fanden, die sofort eine geheime Botschaft an die maßgebende Stelle abschickten: da es nur recht und billig sei, daß man auch in Heißin etwas veranstalte, und da es doch in der Stadt selbst nicht genügend Leute gäbe, die mittun können, möchte man ihnen um Gottes willen zur Hilfe kommen und die nötige Anzahl Kerle schicken ... Und wie Ihr Euch denken könnt, kam schon nach vierundzwanzig Stunden die Nachricht, selbstverständlich eine ganz vertrauliche Nachricht, daß die nötigen Leute unterwegs seien. Woher kommen die Leute? Aus Schmerinka, aus Kasatin, aus Rasdjelnaja, Popelnaja und ähnlichen Orten, die sich durch ihre Pogromarbeit ausgezeichnet haben. Eine Frage: wieso erfuhr man bei uns dieses heilige Geheimnis? Nun, wir haben eben eine Quelle, und diese Quelle heißt Nojach Tonkonog. Und wer ist dieser Mann? Ihr kommt ja in unsere Gegend, also muß ich ihn Euch genauer schildern, damit Ihr ihn kennenlernt.

Nojach Tonkonog ist ein Mann, der mehr in die Höhe als in die Breite gewachsen ist. Gott gab ihm ein Paar lange Beine, also macht er von ihnen gehörig Gebrauch. Er ist immer unterwegs, und man kann ihn fast nie zu Hause antreffen. Er rennt ständig in tausend Angelegenheiten herum, die zum größten Teil fremde und nicht seine eigenen Angelegenheiten sind. Im übrigen besitzt er eine kleine Druckerei, die einzige Druckerei in Heißin. Und darum hat er Verbindungen bei allen Behörden, verkehrt mit sämtlichen Gutsbesitzern und Beamten und kennt alle Geheimnisse.

Aus dieser Quelle erfuhr man bei uns die gute Botschaft. Das heißt, die ›Quelle‹ selbst hat die Nachricht in der ganzen Stadt austrumpet. Natürlich erzählte er sie jedem einzelnen ganz vertraulich und setzte hinzu: ›Das erzähle ich Euch ganz allein, jemand anderm würde ich es gar nicht erzählen ...‹ Und so erfuhr es bald die ganze Stadt, daß die Pogromkerle aus den verschiedenen Städten zu uns unterwegs seien und daß bereits ein Plan ausgearbeitet sei, wie man

die Juden schlagen solle. Man weiß sogar ganz genau, an welchem Tag, zu welcher Stunde und an welchem Ende der Stadt der Pogrom beginnen solle und welchen Weg die Kerle nehmen würden. Das war alles genau vorausbestimmt, wie in einem Kalender. Ihr könnt Euch vorstellen, was es für eine Aufregung in der Stadt gab! Und unter welchen Leuten, meint Ihr? Hauptsächlich unter den Ärmsten! Es ist doch wirklich sonderbar mit diesen Bettlern! Wenn ein Reicher vor solchen Dingen zittert, kann man es noch verstehen: er fürchtet, von heute auf morgen ein Bettler zu werden. Aber was zittern die geborenen Bettler? Was haben die zu verlieren? Ihr hättet aber sehen sollen, wie sie ihr bißchen Hab und Gut zusammenscharren und sich mit ihren Kindern versteckten. Wo verstecken sich Juden in solchen Fällen? Der eine – bei einem anständigen Goj im Keller, der andre beim Notar auf dem Dachboden, der dritte – beim Fabrikdirektor in der Fabrik. Ein jeder findet sich schon ein Plätzchen. Doch ich allein, wie Ihr mich seht, wollte mich nicht verstecken. Nicht um vor Euch zu prahlen, sondern bloß, damit Ihr mein Benehmen versteht, will ich Euch beweisen, daß ich nicht so unrecht habe: Erstens frage ich mich, warum muß ich vor einem Pogrom Angst haben? Und zweitens – das will ich Euch lieber nicht sagen; denn es ist möglich, daß auch Ihr Lust hättet, Euch in der heißen Stunde zu verstecken ... Nur ist die Frage: Wo soll man sich verstecken? Wer garantiert mir dafür, daß auf den anständigen Goj oder auf den Notar oder auf den Fabrikbesitzer im rechten Augenblick noch ein Verlaß ist? Ihr versteht mich doch? Und außerdem, wie läßt man so eine ganze Stadt im Stich? Weglaufen ist kein Kunststück. Man muß etwas tun. Doch, andererseits, was können Juden tun? Es gibt nur eine Zuflucht – die Obrigkeit! Wahrscheinlich gibt es auch in Eurer Stadt einen Menschen, der sich mit der Obrigkeit gut steht. Bei uns in Heißin gibt es einen solchen Mann. Nachman Kossoj heißt er. Er ist Bauunternehmer, hat einen runden Vollbart, trägt eine samtene Weste und wohnt in einem eigenen Haus. Und da er Bauunternehmer ist und am Straßenbau beteiligt ist, steht er sich gut mit dem Polizeimeister und pflegt sogar mit ihm Tee zu trinken. Damals hatten wir zufällig einen sehr anständigen Polizeimeister. Einen Edelstein von einem Polizeimeister. Was heißt einen Edelstein? Er pflegte gerne kleine Geldgeschenke anzunehmen, doch nur von Nachman Kossoj. Das heißt, er nahm eigentlich von jedem; warum sollte er auch nicht nehmen? Aber vom Bauunternehmer nahm er eben mit größerer Lust. Ihr versteht?

Kurz und gut, man besprach die Sache mit Nachman Kossoj, veranstaltete eine Kollekte und brachte, wie Ihr Euch denken könnt, eine recht hübsche Summe zusammen. Denn wie kann man unter solchen Umständen mit einem Beamten sprechen, ohne ihm ein entsprechendes Geschenk in die Hand zu drücken, damit er sich der Sache mit richtigem Eifer annimmt? Der Polizeimeister beruhigte uns natürlich und sagte, wir könnten ruhig schlafen, denn es würde nichts geschehen. Wir konnten uns also beruhigen, nicht wahr? Nun haben wir aber in Heißin die bewußte Quelle, und diese Quelle, das heißt Nojach Tonkonog, läßt plötzlich das Gerücht los, natürlich ganz vertraulich, daß von der Pogrombande bereits eine Depesche eingetroffen sei; und er schwört, daß er diese Depesche mit eigenen Augen gesehen hätte. Und was steht in der Depesche? Nur zwei Worte: ›Wir kommen.‹ Es sind sehr unangenehme Worte! Natürlich läuft man sofort wieder zum Polizeimeister: ›Euer Gnaden, die Sache steht schlecht!‹ Fragt er: ›Was ist schlecht?‹ Sagt man ihm: ›Eine Depesche ist gekommen.‹ Fragt er: ›Woher?‹ Sagt man ihm: ›Aus jener Gegend.‹ Fragt er: ›Was steht in der Depesche?‹ Sagt man ihm: ›Wir kommen!‹ Fängt er zu lachen an und sagt: ›Ihr seid Narren, sagt er, ›denn ich habe doch gestern aus Toltschin eine Eskadron Kosaken kommen lassen. ›Wie wir das Wort ›Kosaken‹ hören, wächst uns, wie man sagt, eine neue Haut. Denn, wenn ein Jude von ›Kosaken‹ hört, fühlt er sich plötzlich sicher und hat vor niemand mehr Angst. Es ist doch wirklich keine Kleinigkeit, wenn man solche Beschützer hat! Nun ist aber noch fraglich, wer früher ankommen wird: die Kosaken oder die Pogrombande. Die Kosaken kommen geritten, und die Kerle reisen mit der Eisenbahn. Die ganze

Hoffnung ist also, daß unser ›Leergänger‹ wieder einmal eine Verspätung von einigen Stunden haben wird. Denn das kam bei ihm gar nicht so selten vor, eigentlich – jeden Tag. Nun stellt Euch vor, daß dieses Wunder gerade an diesem Tage nicht geschah. Wie zum Trotz fuhr der Zug von Station zu Station pünktlich nach dem Fahrplan. Ihr könnt Euch vorstellen, wieviel Gesundheit es uns kostete und welche Angst uns alle befiel, als wir, natürlich aus der bewußten Quelle, erfuhren, daß eine neue Depesche eingetroffen sei, und zwar schon von der letzten Station ›Krischtowka‹, und daß die Depesche wieder lautete: ›Wir kommen!‹ mit dem Zusatz: ›Hurra!‹ Auch diese Nachricht teilte man sogleich dem Polizeimeister mit und flehte ihn an, er möchte sich nicht nur auf die Kosaken verlassen, die vielleicht einmal aus Toltschin eintreffen würden, sondern auch Polizei zum Bahnhof schicken, um wenigstens das Ansehen zu wahren und den Kerlen zu zeigen, daß es noch ein Recht und ein Gesetz gibt. Und der Herr Polizeimeister ließ sich diesmal nicht lange bitten und erfüllte unsere Bitte. Er tat sogar noch mehr: er legte seine Galauniform mit allen Orden an und begab sich in eigener Person und Herrlichkeit, an der Spitze der ganzen ihm unterstellten Polizei, zum Bahnhof, um den Zug zu empfangen.

Doch die einigen Bösewichter und Feinde, die wir in der Stadt hatten, ruhten auch ihrerseits nicht: auch sie legten ihre festlichen Gewänder mit allen Orden an, nahmen einige Popen mit und begaben sich gleichfalls zum Bahnhof. Der Polizeimeister fragte sie sogar: ›Was wollt ihr hier?‹ Und sie antworteten mit der gleichen Frage: ›Und was willst du hier?‹ Ein Wort gab das andere, und der Polizeimeister sagte ihnen, daß ihre ganze Mühe umsonst sei. Solange er hier Polizeimeister sei, sagte er, wird es in Heißin keinen Pogrom geben. Das sagte er ihnen mit großem Nachdruck. Sie hörten ihn lächelnd an und antworteten ganz frech: ›Das werden wir bald sehen!‹ Und kaum hatten sie diese Worte gesprochen, als aus der Ferne ein Lokomotivpfeiff erklang. Ihr könnt Euch denken, daß uns vor diesem Pfeiff das Blut gerann. Wir waren gefaßt, nach diesem Pfeiff noch einen zweiten Pfeiff und ein ›Hurra‹ zu hören und alles, was diesem ›Hurra‹ zu folgen pflegt. Das wußte man schon aus anderen Städten ... Doch was stellte sich heraus? Es war wirklich der Pfeiff der Lokomotive, doch das ganze Pfeifen war umsonst. Wieso? Das ist eben die schöne Geschichte, die sich nur mit unserem ›Leergänger‹ treffen kann. Hört nur weiter.

Wie die Lokomotive am Bahnhof von Heißin hält, springt der Maschinist von der Lokomotive herunter und begibt sich, seiner Gewohnheit gemäß, direkt ins Büfett. Fragt man ihn: ›Bursche, wo ist der Zug?‹ – Sagt er: ›Was für ein Zug?‹ – ›Siehst du denn nicht, daß du mit der Lokomotive allein, ohne einen einzigen Wagen, angekommen bist?‹ Der Maschinist betrachtet die Lokomotive und sagt: ›Was geht mich das an? Der Zug geht die Kondukteure an.‹ – ›Und wo sind die Kondukteure?‹ Sagt er darauf: ›Was gehen mich die Kondukteure an? Der Zugführer‹ sagt er, ›teilt mir mit einem Pfeiff mit, daß er fertig ist. Und ich antworte ihm‹, sagt er, ›ebenfalls mit einem Pfeiff, daß auch ich fertig bin, und lasse die Maschine los. Ich habe‹, sagt er, ›nur ein Paar Augen und kann nicht wissen, was hinten geschieht.‹ So antwortet ihnen der Maschinist und hat eigentlich recht. Man spricht hin, und man spricht her, doch eines steht fest: der Zug ist da, doch ohne Passagiere, also eine Hochzeit ohne Musikanten!

Wie es sich später herausstellte, fuhr zu uns eine ganz nette Gesellschaft, lauter erprobte und ausgewählte Kerle mit den nötigen Werkzeugen, Stöcken, Gummiknüppeln und Brecheisen. Sie waren lustig und guter Dinge und tranken während der Fahrt ununterbrochen Schnaps. Und auf der letzten Station, in Krischtowka, tranken sie aus Freude, daß sie schon bald am Ziel seien, besonders tüchtig und traktierten auch das ganze Personal: den Zugführer, die Kondukteure, den Heizer und Gendarmen. Und so kam es, daß man eine Kleinigkeit vergaß: die Wagen an die Lokomotive anzuhängen. Die Lokomotive fuhr zur festgesetzten Zeit nach Heißin ab, und der

ganze Zug blieb in Krischtowfowka zurück. Das Schönste aber war, daß weder jemand von der schönen Gesellschaft noch das Zugpersonal, noch die übrigen Passagiere etwas davon merkten, daß der Zug ruhig auf einer Stelle stand. Sie tranken weiter, leerten eine Flasche nach der andern, bis der Stationschef endlich feststellte, daß die Lokomotive weggefahren war und die Wagen noch dastanden. Als man das Versehen merkte, ging die Hölle los! Die Bande schimpfte auf das Zugpersonal und das Zugpersonal auf die Bande. Und man schimpfte so lange, bis es beschlossen wurde, die Beine auf die Schultern und die Augen in die Hände zu nehmen und die Reise nach Heißin zu Fuß fortzusetzen. Und so war es. Sie faßten sich ein Herz und machten sich auf den Weg. Sie kamen schließlich auch wirklich in Heißin an, mit Gesang und Hurra, wie Gott es befohlen hat. Es war aber ein wenig zu spät: in den Straßen ritten schon Kosaken umher, mit Reitpeitschen in der Hand, und Ihr könnt Euch denken, daß schon nach einer halben Stunde die ganze Bande spurlos verschwunden war. Sie rannten davon wie die Mäuse zur Hungerszeit, sie zerschmolzen wie Schnee im Sommer.

Nun frage ich Euch: verdient es denn unser ›Leergänger‹ nicht, daß man ihn von oben bis unten vergoldet oder wenigstens in einer Erzählung beschreibt?«

Erklärungen jiddischer Wörter

Erklärungen jiddischer Wörter

Achtzehngebet: s. *Schmoin-Eßre*

Alef: der erste Buchstabe des hebräischen Alphabets

Barmizwa: Konfirmation

Beiß: der zweite Buchstabe des hebräischen Alphabets

Beiß-Hammedrisch: Lehr- und Bethaus

Briß: Beschneidungsfeier

Chewre-Kadische: Beerdigungsbrüderschaft

Chasen: Vorbeter, Kantor

Chosid: Anhänger des Chassidismus, der mystischen Richtung im Judentum

Elul: der den hohen jüdischen Feiertagen vorangehende Monat (etwa August-September), ist dem Gedenken verstorbener Verwandter gewidmet

Gabbe, Mz. *Gabbojim*: Vorsteher

Gilden: alter polnischer Gulden = 15 Kopeken

Goj, Mz. *Gojim*: Nichtjude, Christ

Goles: Verbannung, Diaspora

Gragger: Schnarre, mit der man zu Purim bei der Erwähnung des Namens Haman im Buche Esther Katzenmusik macht

Haggode: Erzählung vom Auszuge Israels aus Ägypten, die an den beiden Passachabenden bei Tisch verlesen wird

heilige Sprache: Hebräisch

Jahrzeit: der jährliche Gedenktag an den Tod der Eltern oder nächsten Verwandten

Jontew: Festtag. *Gut Jontew*: Festtagsgruß

Jom-Kippur: Versöhnungstag; an ihm darf während 24 Stunden nichts gegessen werden

Kaddisch: Gebet für die Seele des Verstorbenen, von den Söhnen während eines Jahres nach dem Tode dreimal täglich gesprochen; auch der dieses Gebet sprechende Sohn

Kaftan: langer, meist seidener Rock der Männertracht

Kittel: Totenhemd, das am Versöhnungstage getragen wird

Kol-Nidre: Gebet, mit dem der Versöhnungstag eingeleitet wird

Köst essen: die vollständige Erhaltung eines Ehepaares durch die Eltern der Frau

Kreppchen: eine Mehlspeise

Kronrabbiner: der von der Regierung eingesetzte Matrikelführer in jüdischen Gemeinden

Kugel: eine Sabbatspeise

Leibserdak: leinenes Leibchen mit Schaufäden, ein rituelles Kleidungsstück

Litwak: litauischer Jude

Maggid: Prediger

Masel-tow: Gut Glück!, Glückwunschformel bei allen Gelegenheiten

Mazze: ungesäuertes Passachbrot

Megilla Esther: das Buch Esther, das zu Purim vorgelesen wird

Melammed: Kleinkinderlehrer

Minche: Nachmittagsgebet

nebbich: unübersetzbarer Ausdruck des Bedauerns

Niggen: Melodie

Nile: Schlußgebet am Versöhnungstage

Peßach: Passach, Osterfest

Pogrom: mit Gewalttätigkeiten verbundene, meist blutige Ausschreitungen gegen die Juden

Pristaw: Kommissar

Rabbi: s. *Row*

Rabboißai: Meine Herren!

Row, Rabbi: Rabbiner

Sabbath: s. Schabbes

Sadagora: Ort in der Bukowina, einst Sitz eines berühmten Wunderrabbis; seine Anhänger sind die Sadagorer

Schabbes: Sabbat, Samstag. *Gut Schabbes*: Sabbatgruß

Schammes: Bethausdiener

Schechina: der Herrlichkeit Gottes

Schmine-Azeres: Schlußtag des Laubhüttenfestes

Schmoin-Eßre, Achtzehngebet: Gebet der achtzehn Segenssprüche, das stehend und unbeweglich, das Gesicht nach Osten gewandt, gesprochen wird.

Schnorrer: jüdischer Bettler

Schoifer: kultisches Widderhorn, das zu den hohen Feiertagen verwendet wird

Slawuter: in Slawuta fand einst ein großer Judenpogrom statt

Sliches: Bußpsalmen, die in den Tagen vor dem jüdischen Neujahrsfeste beim Morgengrauen gebetet werden

Streimel: Pelzmütze, die an Sabbaten und Festtagen getragen wird

Talles: Gebetmantel

Talmud: das jüdische Gesetzbuch

Talmud-Thora: Mittelschule für Knaben

Tfillin: Gebetriemen

Thora: der Pentateuch, die fünf Bücher Mosis; auch die Pergamentrolle, auf die diese geschrieben sind

Urjadnik: Träger der obersten Polizeigewalt in einer russischen Kleinstadt

Zaddik: Rabbi der Chassidim, Wunderrabbi

